Goldschmidt's
Bibliothek für Haus und Reise. Band XXIII.

Die Auferstandenen.

Von

Max Ring.

Berlin.
Verlag von Albert Goldschmidt.

1

2 Löschen ud.

Vorwort.

Die vorliegende Erzählung von **Max Ring** bildet den 23. Band von

„Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise."

Diese Sammlung ist begründet in der Absicht, eine neue anziehende und gediegene Unterhaltungs-Literatur zu billigem Preise für Haus und Reise zu bieten.

Die Erzählungen der beliebtesten deutschen Autoren hatten bisher — abweichend von ähnlichen Erscheinungen anderer Länder — einen verhältnißmäßig sehr hohen Preis, so daß sie meist nur von den Leihbibliotheken gekauft, mit Ausnahme vereinzelter Fälle, nicht das Eigenthum der deutschen Nation wurden. Die Aufgabe, die sich nun die unterzeichnete Verlagshandlung bei Herausgabe dieser „Bibliothek" gestellt hat, ist: Gute, interessante Original-Erzählungen der besten deutschen Autoren, in guter Ausstattung zu billigem Preise zu veröffentlichen. Die bisher erschienenen Bände wurden mit besonderem Beifall allseitig aufgenommen.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

I. **M. Ant. Niendorf,** Wie man regiert. 15 Sgr.
II. **Fr. Gerstäcker,** Irrfahrten. 15 Sgr.
III. **Fr. Gerstäcker,** Das sonderbare Duell. 10 Sgr.
IV. **Ad. Glaßbrenner,** Burleske Novellen. 10 Sgr.
V. **J. D. H. Temme,** Ein Gottvertrauen. 10 Sgr.
VI. **F. Wallner,** Aus der Theaterwelt. 10 Sgr.
VII. **F. Wallner,** Aus meinen Erinnerungen. 10 Sgr.
VIII. **F. Wallner,** Aus meinem Wanderbuche: Italia. 10 Sgr.
IX. **O. Beta,** Schmollis, ein Hundeleben. 10 Sgr.
X. **M. Ant. Niendorf,** Randschrift eines Königs. 10 Sgr.
XI. **Max Ring,** Am Abgrund. 10 Sgr.
XII. **K. Neumann-Strela,** Wer ist von Gottes Gnaden? 15 Sgr.
XIII. **Fr. Gerstäcker,** Verhängnisse. 15 Sgr.
XIV. **M. v. Schlägel,** Novellen. 10 Sgr.
XV. **J. D. H. Temme,** Der gute Herr. 10 Sgr.
XVI. **K. Neumann-Strela,** Erzählungen. 15 Sgr.
XVII. **Fr. Gerstäcker,** Ein Plagiar. 15 Sgr.
XVIII. **L. Schücking,** Wilderich. 15 Sgr.
XIX. **J. D. H. Temme,** Die Weddinger. 10 Sgr.
XX. **Ed. Adolay,** Miß Hetty. 10 Sgr.
XXI. **J. D. H. Temme,** Zur linken Hand. 10 Sgr.
XXII. **M. Widdern,** Ein Dornröschen. 10 Sgr.

Die genannten Vorzüge der Erzählungen in **Goldschmidt's Bibliothek** haben derselben bereits eine nicht unbedeutende Stelle in der belletristischen deutschen Literatur gesichert.

Die einzelnen Bände der Bibliothek sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen und werden auf Wunsch gegen Posteinzahlung von der Verlagshandlung franco versandt.

Die Verlagshandlung von Albert Goldschmidt.

Berlin, Königgrätzerstraße 20.

Die Auferstandenen.

Novelle von

Max Ring.

Trotz der herabgelassenen, dichten Vorhänge drang die helle Morgensonne eines schönen Frühlingstages mild und freundlich in die stille Krankenstube, worin der Major von Welden lag. Lange, schwere Leiden hatten das früher so blühende Aussehen des kräftigen Mannes nach und nach verändert und ließen ihn weit älter erscheinen, als er wirklich war. Seine abgezehrten Züge zeigten eine tiefe Resignation, eine schmerzliche Fassung, da er wohl wußte, daß er seinem nahen Ende entgegenging. Er fürchtete nicht den Tod, dem er als tapferer Soldat in mancher blutigen Schlacht muthig in's Angesicht geblickt, nur der Kummer um seine unversorgte Familie lagerte wie ein dunkler Schatten auf seiner Seele und machte ihm jetzt den Abschied vom Leben schwerer, als er je gedacht hatte. — Der Major besaß kein eigenes Vermögen und seine Pension reichte nur gerade aus, um ihn mit seiner Familie standesgemäß zu erhalten. Nähere Verwandte hatte er auch nicht, außer einer zwar wohlhabenden, aber geizigen Schwester, mit der er jedoch wegen Erbschaftsstreitigkeiten schon seit mehreren Jahren zerfallen war.

Wenn er sterben sollte, so blieb der armen, selbst kränkelnden Frau nur ein unbedeutendes Wittwengehalt, mit dem sie kaum nothdürftig leben, geschweige ihre Kinder, eine vierzehnjährige Tochter und einen noch jüngeren Knaben, erziehen und

versorgen konnte. Dieser Gedanke beschäftigte den zärtlichen Vater, und die Sorge um die Zukunft der Seinigen bedrückte ihn noch weit mehr, als alle Leiden der Krankheit, obgleich er sichtlich bemüht war, seinen Kummer der schwer geprüften Gattin zu verheimlichen und eine erkünstelte Ruhe zu heucheln.

Die Majorin selbst war eine jener sanften, weiblichen Naturen, deren ganze Kraft im Dulden und Entbehren besteht. Keine Klage entschlüpfte den feinen Lippen, die stets ein freundliches Lächeln umschwebte, wenn auch ihr zarter, gebrechlicher Körper den Anstrengungen und Nachtwachen an dem Lager des Kranken zu erliegen drohte. Unendliche Hingebung und Selbstverleugnung war der Grundzug ihres Characters, dagegen fehlte ihr nur zu sehr jene Energie und Willenskraft, die gerade ihre traurige Lage dringend forderte.

Als ein armes, verlassenes Fräulein hatte sie der Major in dem Hause einer entfernten Verwandten, bei der sie in abhängiger Stellung lebte, kennen und wegen ihrer weiblichen Tugenden lieben gelernt, ohne nach ihrer Mitgift zu fragen. Dafür empfand sie eine unbeschreibliche Dankbarkeit, die sie durch ihre gänzliche Unterordnung und Hingebung bethätigte, während seine Zärtlichkeit nur noch durch ihre Schwäche und Rathlosigkeit gesteigert wurde.

In diesem Augenblick, wo er sich unbeobachtet glaubte, ruhten seine Augen voll Besorgniß auf der selbst so angegriffenen Frau, welche, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, an seiner Seite saß und jede Bewegung des Kranken mit ängstlicher Zärtlichkeit bewachte, jeden seiner Wünsche, noch bevor er ausgesprochen wurde, zu errathen suchte.

Bei dem Gedanken an sie und seine verlassenen Kinder drängte sich unwillkürlich ein schmerzlicher Seufzer aus der gepreßten Brust des bekümmerten Mannes.

„Quält Dich wieder der Schmerz?“ fragte die Majorin, sich ihm nähernd, indem sie seine fieberheiße Hand ergriff.

„Nicht doch!“ erwiderte der Kranke mit erheucheltem Lächeln. „Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, als gerade heut. Deshalb dachte ich, daß Du Dir ein Stündchen Ruhe gönnen und mit den Kindern in's Freie gehen solltest.“

„Wie! Ich sollte Dich allein lassen?“ fragte sie verwundert, fast empfindlich.

„Friedrich kann Dich ja ablösen. Der alte, treue Bursche hat schon mehr als einmal an meinem Bette gesessen und mich gepflegt, als ich noch Junggeselle war.“

„Jetzt aber bin ich da, und so lange ich noch die Kraft habe, soll mich Niemand bei Dir ersetzen.“

„Aber ich wünsche sehr, daß Du Dich erholst. Der Doktor fürchtet, daß Du die Anstrengung nicht mehr lange ertragen würdest, und verlangt deshalb, daß Du in die frische Luft gehst. Was soll aus mir werden, wenn Du auch erkranken würdest? Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du Dich um meinetwillen aufreibst. Du mußt Dich für mich und die Kinder zu erhalten suchen. Darum bitte ich Dich, liebe Luise, befolge den Rath des Arztes. Der Tag ist so schön, die Sonne scheint so freundlich durch das Fenster. Eine kleine Promenade wird Dich erfrischen und stärken. Nimm die Kinder mit; sie kommen jetzt so selten in die Luft und entbehren jede Zerstreuung.“

Es lag etwas Dringendes, fast Befehlendes in den Bitten des Kranken, so daß die Majorin nicht länger zu widerstehen vermochte, obgleich sie ihm nur ungern gehorchte. In der That war er sichtlich bemüht, sie zu entfernen, um allein zu sein. Sobald sie mit den Kindern endlich fortgegangen war, rief er seinen alten Bedienten, der schon seit Jahren sein vollstes Vertrauen genoß.

„Du bist doch bei dem Oberst gewesen, wie ich Dir gestern gesagt habe?“ fragte er gespannt.

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Und was hat er auf Deine Bestellung geantwortet?“

„Der Herr Oberst wollen gleich nach der Parade kommen.“

„Wie viel Uhr haben wir jetzt?“

„Es hat bereits halb Zwölf geschlagen.“

„Dann könnte Wildenhahn schon hier sein,“ bemerkte der Kranke mit sichtbarer Ungeduld.

„Wenn der Herr Oberst nur nicht die ganze Bestellung wieder vergessen hat. Das kommt bei ihm nicht selten vor, wenn er gerade bei der Weinflasche oder sonst wo sitzen bleibt.“

„Wildenhahn ist ein Ehrenmann und mein bester Freund,“ fuhr der Major den alten, verwöhnten Burschen an. „Es schickt sich nicht, wenn ein Diener so respektwidrig von dem Kameraden seines Herrn spricht.“

„Will's mir merken,“ brummte Friedrich, „aber ich sage nur, was die ganze Stadt weiß. Der Herr Oberst treiben es ein Bischen gar zu toll, schlimmer als der jüngste Lieutenant im Regiment. Nacht für Nacht am Spieltisch und an allen Orten, wo sonst ein anständiger Herr nicht hingehört.“

„Das geht keinen Menschen etwas an, obgleich ich das Leben und Treiben Wildenhahn's auch nicht immer gut heißen kann. Aber hast Du jemals gehört, daß der Oberst einen Kameraden im Stich gelassen, einem armen Teufel seine Börse verschlossen hat? Er theilt den letzten Groschen mit seinen Freunden, und trotz aller tollen Streiche sitzt das Herz bei ihm auf dem rechten Fleck.“

„Das ist wahr und ein tüchtiger Soldat ist er auch, das muß ihm der Neid lassen; scharf im Dienst, aber ein Vater für seine Leute. Schade nur, daß er ein so wüstes Leben führt und weder an Gott noch Teufel glaubt.“

„Daran ist allein der lange Friede schuld,“ belehrte der Kranke, indem er nicht nur vor dem alten Diener, sondern vor sich selbst den abwesenden Freund zu vertheidigen suchte. „Der Oberst taugt nicht für das langweilige Garnisonleben und den einförmigen Gamaschendienst. Sein feuriger Geist ist zu gut

dafür und verfällt deshalb auf Thorheiten. In der Scheide rostet der beste Stahl, aber wenn es wieder einmal zum Kriege kommen sollte, so wird ihm auch der alte Glanz nicht fehlen.“

Während so der Kranke mit mehr Eifer, als ihm zuträglich war, den Oberst rechtfertigte und dessen stadtkundiges tolles Leben entschuldigte, kündigten klirrende Sporentritte die Ankunft des längst Erwarteten an. In der Thüre erschien eine hohe, kräftige Gestalt in kleidsamer Uniform, der Typus eines echten, kühnen Reiter-Offiziers.

Trotz des vorgerückteren Alters verrieth der ebenmäßige, elastische Gliederbau und die straffe militairische Haltung eine unverwüstliche Jugendkraft. Unter den schwarzen, buschigen Augenbrauen blitzten feurig die scharfen blauen Augen. Die gebräunten Wangen, die gebogene Adlernase und der dunkle, sorgfältig gepflegte Schnurrbart verliehen seinem Gesicht einen ritterlichen Ausdruck voll Muth und Energie, während um den üppig sinnlichen Mund und das volle gerundete Kinn die Geister der Genußsucht und der Lebenslust ihr übermüthiges Spiel trieben. Nur der kahle Scheitel, von dünnen, ergrauten Locken eingefaßt, sowie die tiefen Furchen um die hohe Stirn und die eingesunkenen Augenwinkel erzählten von den Verwüstungen der Zeit, von heißen Tagen und wild durchschwärmten Nächten.

In der ganzen Erscheinung dieses außerordentlichen Mannes lag etwas Ungewöhnliches, ein genialer oder vielmehr dämonischer Zug, der seiner eigenthümlich geistigen Begabung und Lebensanschauung vollkommen entsprach. Der Oberst war in der ganzen Armee wegen seiner Tapferkeit und seiner ungewöhnlichen Bildung allgemein bekannt, wegen seines rücksichtslosen Witzes und seiner schneidenden Kritik gefürchtet, wegen seiner Extravaganzen und tollen Streiche berüchtigt.

Längst wäre er zum General befördert worden, wenn er nicht über die damals in den Hofkreisen herrschende fromme Richtung bei jeder Gelegenheit seinen beißenden Spott ergossen hätte.

Seine zahlreichen Feinde, die er sich deshalb zugezogen, suchten ihm zwar so viel als möglich zu schaden, aber ohne Erfolg, da er sich im Dienste nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ. Im Kriege hatte er sich durch außerordentliche Thaten ausgezeichnet, im Frieden galt sein Regiment für das beste und wurde häufig den übrigen als Muster aufgestellt. Seine Untergebenen liebten ihn, weil er nicht kleinlich war und außer dem Dienst wie ein Vater für sie sorgte, während die höheren Offiziere und selbst seine Vorgesetzten ihn wegen seiner geistigen Ueberlegenheit und seines schonungslosen Witzes fürchteten, seine militairische Tüchtigkeit aber anerkennen mußten.

Außerdem war der Oberst der liebenswürdigste Gesellschafter, der beste Kamerad, der treueste Freund, stets zu jedem Opfer bereit, aber auch eben so heißblütig und rasch im Zorn auflodernd, wenn er sich verletzt glaubte, eifersüchtig auf seine Ehre, trotzdem warf er seine Würde öfters weg, um sie eben so leicht wenn es ihm gefiel, wieder aufzunehmen; er zeigte sich fest und biegsam wie Stahl, gefährlich für Andere und noch mehr für sich selbst, besonders aber dem weiblichen Geschlecht, auf das er selbst noch im vorgerückten Alter einen eigenthümlichen Zauber ausübte.

Trotz der gänzlichen Verschiedenheit der Charactere und Lebensansichten hing er mit seltener Treue an dem kranken Major von Welden. Beide waren Jugendfreunde, hatten in demselben Regimente gedient und gemeinsam den Feldzug mitgemacht, wo der Major in einem blutigen Gefecht mit eigener Gefahr dem Oberst das Leben gerettet hatte.

„Nun, Alter!“ sagte er freundlich, dem Kranken seine Hand entgegenstreckend, „da bin ich, wie Du es gewünscht hast. Hoffentlich geht es besser mit Dir.“

„Leider immer schlechter. Ich fühle mich meinem Ende nahe.“

„Pah! Man muß nicht den Muth verlieren. Der Früh-

ling ist vor der Thür, die alten Bäume schlagen wieder aus und treiben frische Knospen. Du wirst Dich erholen, in's Bad gehen, nach dem Süden reisen und dem Tod noch einmal ein Schnippchen schlagen."

„Ich habe keine Hoffnung mehr und ebensowenig der Doktor, der wie ein ehrlicher Mann mit mir gesprochen hat. Diesmal ist es Ernst, ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Ich fürchte mich auch nicht vor dem Sterben, aber der Abschied von Weib und Kindern, die ich leider unversorgt zurücklassen muß, geht mir nahe."

„Sprich, lieber Welden! Kann ich Dir helfen, Dir in irgend einer Weise nützlich sein?"

„Eben deshalb habe ich Dich rufen lassen, um mit Dir Rücksprache zu nehmen und meine irdischen Angelegenheiten mit Deiner Hülfe zu ordnen."

„Das kann in keinem Falle schaden und ich stehe Dir gern zu Diensten, wenn ich Dir dabei nützen kann."

„Wildenhahn!" sagte der Major im feierlichen Tone. „Ich kenne Dich besser wie die Welt, die Dich nur nach dem Schein beurtheilt; ich weiß, daß ich im Leben wie im Tode auf Dich rechnen kann."

„Das versteht sich ganz von selbst und ich freue mich, daß Du an mich gedacht hast. Sage mir nur, was ich für Dich thun kann."

„Du sollst der Vormund meiner verlassenen Frau und der verwaisten Kinder werden."

„Alle Wetter!" rief der Oberst überrascht. „Das habe ich nicht erwartet. Da hast Du Dir den schlechtesten Vormund von der ganzen Welt ausgesucht. Ich verstehe ja nicht einmal meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu halten."

„Wie, Du zögerst, Du wärst im Stande, einem sterbenden Freunde seinen letzten Wunsch zu versagen?" fragte der bekümmerte Kranke vorwurfsvoll.

„Du thust mir Unrecht, aber ich wollte Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Du nach meiner Ansicht eben nicht die beste Wahl getroffen hast. Ich kenne mich besser und Du solltest mich doch ebenfalls kennen.“

„Ich weiß nur, daß Du ein Ehrenmann bist und unter allen Fällen Deine Pflicht thun wirst, wenn sie Dir auch noch so schwer erscheinen mag.“

„Meinetwegen. Wenn Dir ein Gefallen geschieht, will ich der Vormund Deiner Familie werden, obgleich ich zu dem Posten wenig tauge.“

„Du wirst, wie ich überzeugt bin, mein Vertrauen rechtfertigen, meiner armen Frau mit Rath und That beistehen, und meinen Heinrich, den ich zum Soldaten bestimmt habe, zu einem tüchtigen, ehrenwerthen Manne erziehen.“

„Ich will es wenigstens versuchen, obgleich ich selbst gerade nicht viel tauge.“

„Was meine geliebte Tochter Martha betrifft, so wünsche ich, daß sie bei der Mutter bleibt, bis sie einen würdigen Mann findet. Leider wird das schwer halten, da sie kein Vermögen hat.“

„Das laß Dich nicht anfechten. Ich werde für sie sorgen, als ob sie mein eigenes Kind wäre; das schwöre ich Dir bei unserer Freundschaft.“

„Gott lohne Dir dies Wort; er hört Deinen Schwur und wird Dich für den Trost segnen, den Du einem bekümmerten Vater in seinen letzten Stunden giebst.“

Der Kranke fühlte sich so angegriffen und erschüttert, daß er nicht weiter sprechen konnte; er reichte nur die fieberheiße Hand dem Freunde und sah ihn mit dankbaren Augen rührend an.

„Hast Du sonst noch einen Wunsch?“ fragte der Oberst, bewegter, als er zeigen wollte.

„Mein alter Friedrich,“ versetzte der Major nach einer Pause,

„verliert, wenn ich sterbe, seinen Dienst. Ich möchte ihn gern noch vorher versorgt wissen und habe ihn deshalb dringend dem Rittmeister Baumbach empfohlen, der gerade einen Burschen brauchte. Aber die treue Seele wollte mich nicht verlassen, obgleich ich ihm die Nothwendigkeit vorstellte. Er wird nicht bald wieder ein so gutes Unterkommen finden. Es schmerzt mich, wenn ich daran denke, daß er meinetwegen Noth leiden sollte."

„Das soll er auch nicht, so lange ich lebe; ich werde ihn in meine Dienste nehmen. Schon oft habe ich Dich um das alte Möbel beneidet; ich bin ein Freund von Rokoko-Figuren."

„Er hat nur den einzigen Fehler, daß er zuweilen den Respekt vergißt, dafür aber ist er treu wie Gold."

„Wir werden schon mit einander auskommen. Wenn er bei mir eintreten will, so nehme ich ihn mit Vergnügen."

Gerade in diesem Augenblick erschien der alte Diener, der sich unterdeß im Vorzimmer des Majors aufgehalten hatte, und meldete die Ankunft des Regiments-Predigers Lorenzen, welchen der Kranke ebenfalls in Abwesenheit seiner Familie zu sprechen gewünscht hatte.

„Teufel!" rief der Oberst überrascht. „Da muß ich machen, daß ich fortkomme. Was hat denn der Pfaffe hier zu suchen?"

„Ich habe den würdigen Mann bitten lassen, mich mit den Tröstungen der Religion zu versehen. Nachdem ich mit Dir meine irdischen Angelegenheiten besprochen habe, ist es nun in der Ordnung, daß ich mich mit meinem Seelenheil im Angesicht des Grabes beschäftige."

„Willst doch nicht auf Deine alten Tage noch ein Mucker werden? Hätte Dir eine solche Thorheit nicht zugetraut."

„Ich bin immer ein guter Christ gewesen, und bei dem Gedanken an die Ewigkeit fühle ich doppelt das Bedürfniß, mich zu meinem Heiland und Erlöser zu wenden."

„Chacun a son goût," brummte der Oberst. „Ich will Dich nicht geniren."

„Wildenhahn!“ bat der Kranke. „Höre die mahnende Stimme eines sterbenden Freundes, dem der nahe Tod ein Recht giebt, Dich zu warnen. Auch für Dich wird früher oder später die verhängnißvolle Stunde schlagen, wo die schuldbeladene Seele vor ihren Richter tritt. Zitterst Du nicht bei dem Gedanken, daß Du Rechenschaft abzulegen hast für Dein Leben und Treiben? Glaubst Du wirklich, daß mit diesem Leben Alles beendet ist, daß es weder einen Gott noch eine Unsterblichkeit giebt?“

Während der Kranke so mit bewegter, zitternder Stimme sprach, schwebte ein spöttisches Lächeln, eine cynische Antwort auf den Lippen des ungläubigen Oberst, welche er jedoch aus Rücksicht auf den sterbenden Freund gewaltsam unterdrückte.

„Laß es gut sein,“ sagte er abwehrend. „Ich verkenne nicht Deine Freundschaft, die sich in Deiner Besorgniß um mein Seelenheil ausspricht. Aber in der Liebe und Religion geht Jeder seinen eigenen Weg, und man kann ebensowenig einen Menschen wider seine Neigung selig und gläubig machen, wie einen Verliebten von seiner Thorheit heilen.“

„Es schmerzt mich tief, Dich zu den Verlorenen zu zählen, doch ich hoffe, daß auch Dich noch vor Deinem Ende die göttliche Gnade erleuchten wird.“

Wieder lächelte der Oberst ironisch und zuckte mit den Achseln, innerlich die gläubige Beschränktheit des Kranken bemitleidend. Als er aber, um ihn nicht zu verletzen, das Gespräch abbrach und zum langen Abschied dem Major seine Hand reichte, noch einmal in das verfallene Gesicht und die fast gebrochenen Augen sah, da wich die aufsteigende Spottlust und der alte Trotz einer tiefen und wahren Rührung, die nur selten, aber um so mächtiger den wunderbaren Mann zu ergreifen pflegte.

Wie schwüles Wetterleuchten zuckte es um die hohe, prächtige Stirn und den üppigen Mund, während die dunklen Augen unwillkürlich feucht wurden und sich kaum der hervorbrechenden Thränen zu erwehren vermochten. Das kämpfte und wogte in

der breiten, männlichen Brust, wie wenn der warme Föhn in den Alpen weht und das starre Eis der zum Himmel ragenden Gletscher mit lindem Hauche schmilzt. Dunkle Wolken und lichter Sonnenschein flohen im jähen Wechsel über das gebräunte, wie aus Erz geprägte Gesicht. Plötzlich riß er sich gewaltsam los, schnallte den abgelegten Degen wieder fest und stürzte mit vorgehaltener Hand, um seine Rührung zu verbergen, nach der Thür, in der er dem eintretenden Prediger begegnete.

Beide Männer wechselten einen flüchtigen, kalt höflichen Gruß, wobei sich unwillkürlich ihre instinktmäßige Abneigung verrieth.

Der Geistliche, welcher jetzt mit gemessenen Schritten an das Lager des Kranken trat, war ein angehender Sechziger, mit einem ehrwürdigen Gesicht, dessen strenger Ernst durch eine gewisse salbungsvolle Weihe gemildert wurde. Einer der vorzüglichsten Kanzelredner, verband er mit einer seltenen Beredsamkeit einen fleckenreinen Lebenswandel und Charakter, den nur ein fast an Unduldsamkeit grenzender Glaubenseifer zuweilen trübte. Er selbst nannte sich einen Pietisten, aber nicht im gewöhnlichen, modernen Sinne, sondern nach dem Beispiel eines Spener und Franke, die sich von der verknöcherten Orthodoxie einst lossagten und durch Wiedererwerbung des inneren Menschen, durch die Einkehr in sich selbst den einzig wahren Weg des Heils gefunden zu haben glaubten.

Schmerzliche Lebenserfahrungen und eine angeborene Schwärmerei mochten ihn zu dieser Richtung geführt und darin befestigt haben. Wie so manche reichbegabte Natur, hatte er nach vielfachen Zweifeln und Verirrungen im Glauben allein die einzige Rettung aus all' den schweren Kämpfen und Versuchungen gefunden, von denen sein bewegtes Leben nicht verschont geblieben war.

Diese Ueberzeugung verlieh seiner ganzen Erscheinung eine imponirende Sicherheit, welche man leicht für geistlichen Hochmuth halten konnte. Seine näheren Freunde jedoch, zu denen vor Allen der Major und dessen fromme Gattin zählten, rühmten seine Herzensgüte, die Tiefe seines Gemüths, welche allerdings sich unter einer oft verletzenden Strenge barg.

Mit besonderer Liebe hing er an seinem einzigen Sohn, einem jungen, reich begabten Mann, der erst vor Kurzem die Universität verlassen hatte und als Kandidat an einer höheren Lehranstalt Unterricht ertheilte. Auch die Kinder des Majors zählten zu den Schülern desselben und schwärmten wie alle Welt für den liebenswürdigen Lehrer.

Dieses Verhältniß hatte nicht wenig dazu beigetragen, zwischen der Familie des Majors und dem Hause des Geistlichen eine innigere Verbindung herbeizuführen, so daß der Kranke nicht nur den verehrten Seelsorger, sondern auch den treuen Freund jetzt in dem Pastor mit herzlichen Worten begrüßte, indem er ihm für die Bereitwilligkeit dankte, womit dieser ihm den Trost der Religion spendete.

„Ich sterbe beruhigt," sagte der Kranke im Verlaufe des Gesprächs, „da ich Ihnen, mein hochwürdiger Freund, die Erziehung und religiöse Leitung meiner Familie überlassen darf, während Wildenhahn mir versprochen hat, die Vormundschaft über meine Frau und Kinder zu führen."

„Wie!" fragte der Geistliche im strengen Ton, während sein Gesicht sich verfinsterte. „Sie haben den Oberst Wildenhahn zum Vormund über die Ihrigen bestellt?"

„Es ist mein ältester, mein bester Freund," versetzte der Major entschuldigend, „ein Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes."

„Nur Gott allein gebührt die Ehre; was die Menschen so nennen, ist eitel Spreu und Staub, die im Wind verfliegen."

„Ich weiß wohl, daß auch Sie, Herr Pastor, das allge-

meine Vorurtheil gegen den Oberst theilen, aber ich kenne ihn von Jugend auf, und wenn ich auch seine religiösen Ansichten nicht gutheißen kann, so muß ich und Jedermann mit mir seinen Charakter anerkennen. Der Oberst hat Grundsätze."

„Grundsätze," eiferte der Prediger. „O! ich kenne den Oberst und seine Grundsätze. Sie gleichen den verfluchten Früchten von Sodom und Gomorrha, außen schön und lieblich, innen voll Asche und Sand. Haben seine Grundsätze ihn abgehalten, Blut zu vergießen, das Blut eines Freundes, der ihm einst eben so nahe gestanden hat, wie Sie selbst?"

„Lassen Sie die Todten ruhen, Herr Pastor!" bat der Kranke abwehrend.

„Ihr Blut schreit zum Himmel um Rache und ihre Seele findet keine Ruhe im Grabe. Ich werde den Tag nicht vergessen, wo ich zu dem sterbenden Falkenhain gerufen wurde, um ihm den letzten Trost zu spenden. Noch sehe ich ihn bleich und entstellt, mit der klaffenden Schußwunde in der Brust, auf seinem Lager, noch höre ich sein banges Stöhnen, seine schmerzlichen Bekenntnisse, seine verzweifelte Klage im Angesicht des schrecklichen Todes."

„Er hat dem Oberst noch im letzten Augenblick verziehen."

„Aber hat der Mörder seine grause That bereut, hat er Buße gethan für sein fluchwürdiges Verbrechen?"

„Sie urtheilen zu streng," entschuldigte der Kranke. „Es war im Duell und der Oberst hat nur die Gesetze der Ehre befolgt."

„Die Gesetze der Ehre, sagen Sie die Gesetze der Hölle. Es giebt kein Gesetz auf Erden, das einen Menschen rechtfertigt, wenn er seinen Bruder, seinen Freund mit kaltem Blute mordet. Wird meine befleckte Ehre dadurch wieder gereinigt, daß ich meine Hände in Blut tauche oder mich als Zielscheibe hinstelle, um mein von Gott mir anvertrautes Leben der heimtückischen Kugel meines Gegners Preis zu geben?"

„Dennoch dürfte es Fälle geben, wo dem Manne, und zumal dem Soldaten, kein anderer Ausweg übrig bleibt. Leider war ich gerade zu der Zeit, wo das traurige Ereigniß stattfand, nicht im Regimente anwesend, da ich damals abkommandirt war. Ich kenne daher weder die genaueren Umstände, noch die Veranlassung jenes traurigen Duells, das vielleicht durch meine Gegenwart verhindert worden wäre."

„Ich kenne sie um so besser," versetzte der Pastor, „da sie mir der sterbende Falkenhain in seiner Todesstunde anvertraut hat. Der Grund zu diesem Zweikampf war eben so sträflich und sündhaft, wie die That verrucht und strafbar war. Und einem solchen Manne ohne Religion, ohne jede Spur von Sittlichkeit wollen Sie das Wohl Ihrer Kinder anvertrauen?"

„Nur für die irdischen Angelegenheiten meiner Familie habe ich den Oberst zum Vormund bestellt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß er mein Vertrauen in jeder Beziehung rechtfertigen wird. Ihnen dagegen, mein hochverehrter Freund, übergebe ich die geistliche Fürsorge für die Meinigen nach meinem Tode. Ich hoffe, daß Sie die Bitte eines Sterbenden erfüllen und diese Last auf sich nehmen werden."

„Eine schwere, fast zu schwere Bürde für meine schwachen Schultern, da meine Stellung mich nothwendiger Weise mit dem Oberst in vielfache Berührung bringen muß. Wollen Sie mich seinen Angriffen, seinen Spöttereien gegen die Religion und ihre Diener aussetzen? Bei unseren verschiedenen Richtungen kann der Streit nicht ausbleiben, unter dem Ihre eigene Familie am meisten zu leiden haben würde. Deshalb sehe ich mich genöthigt, die mir zugedachte Ehre entschieden abzulehnen, mehr aus Rücksicht für die Ihrigen, als für meine Person."

„So wollen Sie," rief der Kranke schmerzlich, „mir diesen letzten Trost rauben, all' die Hoffnungen zerstören, die ich auf Sie gesetzt habe. Bedenken Sie, Herr Pastor, welche Verantwortung Sie auf sich laden. Vielleicht dürfte gerade die nahe

Beziehung, in die Sie durch die Gewährung meines Wunsches zu dem Oberst treten würden, Ihnen die Gelegenheit bieten, ihn besser kennen zu lernen und einen günstigen Einfluß auf ihn auszuüben. Ihnen allein traue ich die Kraft zu, die edlen Keime, welche trotz aller Verirrungen in seinem Herzen schlummern, zu wecken. Glauben Sie mir, der ich ihn genauer kenne, Wildenhahn ist kein gewöhnlicher Mensch und der höheren Wahrheit nicht verschlossen. Ich weiß, daß es Augenblicke in seinem Leben giebt, wo ihn sein ganzes bisheriges Treiben anwidert, daß er mich um meine Gläubigkeit beneidete. Und wenn er auch nie mit mir darüber gesprochen hat, weil er zu stolz ist, so bin ich doch fest wie von dem Heile meiner Seele überzeugt, daß er jenes unglückliche Duell schwer bereut, daß er Alles thun möchte, um die böse That zu sühnen. Reichen Sie dem Verlorenen die rettende Bruderhand, führen Sie ihn den wahren Pfad zum Heil zurück, geben Sie ihm den geraubten Frieden wieder!"

Mochten es die Bitten des Kranken und die Rücksicht auf dessen angegriffenen Zustand, oder die Aussicht auf einen derartigen Sieg des Glaubens über einen solchen Verächter sein, daß der strenge Pastor seinen Widerstand fallen ließ und sich den Wünschen des Majors geneigter zeigte. Diese mildere Stimmung wurde noch durch den Eintritt eines lieblichen Kindes erhöht, die selbst den Geistlichen an die himmlische Erscheinung eines Engels mahnte.

Ein weißes Gewand mit blauen, flatternden Schleifen verhüllte die schlanke, ätherische Gestalt, welche, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, durch das Krankenzimmer eher zu schweben, als zu gehen schien. Es war, als ob der helle Sonnenschein, der Hauch des Frühlings mit dem reizenden Kinde zugleich eingetreten wäre, um alle Trauer, alles Leid zu verscheuchen. Das Gesicht des Kranken leuchtete von väterlicher Freude, und selbst die strengen Züge des Geistlichen schmolzen zu einem Lächeln bei dem Anblick der lieblichen Tochter des Kranken.

Ein süßer Duft begleitete sie, als sie jetzt an das Krankenlager trat und einen frischen Strauß von blauen Veilchen auf die Decke legte.

„Ich habe sie für Dich gepflückt," sagte die liebliche vierzehnjährige Martha, „weil ich weiß, daß Du die Veilchen vor allen Blumen liebst."

„Gott segne Dich, mein Kind!" versetzte der Major, indem er sich zu der geliebten Tochter herniederbeugte, um einen Kuß auf ihre reine, weiße Stirn zu drücken.

Die abgezehrten Wangen des Kranken und die blühenden Rosen des Mädchens, seine ergrauten Haare und ihre goldenen Locken, Jugend und Alter, Tod und Leben berührten sich in diesem Augenblick, Nacht und Morgen umschlangen sich in inniger Umarmung.

Das holde und zugleich ergreifende Schauspiel schien auch den strengen Sinn des Geistlichen zu schmelzen, ihn mehr zu bewegen, als alle Bitten und Gründe des kranken Majors.

„Ich werde thun," sagte er, „was Sie von mir fordern. Diesem Kinde zu lieb will ich die Last auf mich nehmen und über die mir anvertrauten Seelen wachen bei Tag und Nacht."

Wie zur Bekräftigung legte der würdige Prediger seine beiden Hände auf das goldene Lockenhaupt des holden Mädchens, indem er es im Stillen segnete.

„Der Himmel vergelte Ihnen dafür," versetzte der Major und drückte dem Pastor die Hand, während Martha verwundert Beide mit ihren kindlichen Augen anblickte.

Obgleich sie keine Ahnung hatte, was hier vorging, so war es ihr doch zu Muth, als ob sie in der Kirche kniete und dem feierlichen Gottesdienste beiwohnte.

Die Krankenstube verwandelte sich in ein Heiligthum und der Geist der Liebe umschwebte sie ungesehen. In dieser gehobenen Stimmung fand die mit dem Knaben jetzt eintretende Ma=

jorin die Anwesenden, welche sie mit ihrer gewohnten sanften Freundlichkeit begrüßte.

Der Besuch des Pastors Lorenzen konnte sie um so weniger befremden, da er von Zeit zu Zeit vorsprach, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Dennoch entging ihr nicht die allgemeine Rührung und besonders die sichtbare Aufregung des Leidenden, dessen Wangen von einer flüchtigen Röthe gefärbt waren, während seine Augen in wunderbarem Glanze strahlten. Das verklärte Lächeln auf seinen blassen Lippen hatte etwas Ueberirdisches, fast Beängstigendes für die besorgte Frau.

„Welden!" rief sie erschrocken. „Was fehlt Dir? Du siehst so eigen, ganz verwandelt aus."

„O!" flüsterte er mit schwacher Stimme, „mir ist so wohl, so wohl wie nie."

Eine unaussprechliche Ruhe lag auf seinem Gesicht; seine Augen schlossen sich, als ob er schlafen wollte.

„Vielleicht hat ihn unser langes und, wie ich fürchte, zu ernstes Gespräch angegriffen," bemerkte der Geistliche beschwichtigend.

„Nein, nein! Das ist es nicht. Ich werde sogleich nach dem Doktor schicken; Friedrich soll ihn herrufen."

„Es ist nicht nöthig," murmelte der Kranke, indem er die gebrochenen Augen noch einmal aufschlug. „Gieb mir die Hand, Luise. Wo bist Du? Ich sehe Dich nicht mehr. Meine Kinder — Martha!"

Ein tiefer Seufzer, ein Blick voll unendlicher Liebe auf die Seinigen — und Alles war vorüber. Sanft wie ein längst erwarteter Freund hatte ihn der Tod in den Armen der Liebe überrascht. In seinen Zügen lag der Friede des Himmels, auf der kalten, marmorbleichen Stirn der Abglanz der Ewigkeit; die gefalteten Hände hielten noch den duftenden Veilchenstrauß, wie die Verheißung der Auferstehung, an das stille Herz gedrückt.

Mit einem verzweifelten Schmerzensschrei war die arme Frau zu den Füßen des Sterbenden hingesunken, neben ihr

knieten schluchzend ihre Kinder, während der würdige Pastor mit gefalteten Händen betete: „Herr, Dein Wille geschehe."

Es folgten jene bangen Stunden, welche düster und trübe auf den Seelen der Verlassenen lasten, wo die ganze Welt ihnen in einen schwarzen Trauerflor gehüllt, das Licht der Sonne, der Glanz der Sterne erloschen, das ganze Leben gleich einer dürren Wüste scheint. Da lag der geliebte Gatte, der zärtliche Vater starr und kalt in den engen schwarzen Sarg gebettet, die Lippen, welche so liebevoll einst sprachen, waren für immer verstummt, die theure Hand, die das arme Weib so fest umschlungen, die verwaisten Kinder so liebevoll an das Herz gedrückt, schlaff und regungslos, die Augen mit ihren seelenvollen Blicken auf ewig geschlossen.

Am Tage der Beerdigung versammelten sich die zahlreichen Freunde des Verstorbenen, um der Leiche die letzte Ehre zu erweisen. In ihrer Mitte befand sich der Oberst von Wildenhahn, umgeben von den sämmtlichen Offizieren seines Regiments. Auch der Prediger Lorenzen war erschienen, um durch die Weihe des Glaubens, durch den Trost der Religion die gebeugten Gemüther aufzurichten, die Unglücklichen zu erheben.

Erfüllt von seinem erhabenen Beruf, sprach er am Grabe des Todten Worte des Heils und der Begeisterung, indem er den Gestorbenen um seines Glaubens willen pries, der, wie der Geistliche hervorhob, leider nur selten in diesem Stande gefunden wird, obgleich Niemand so sehr wie der Soldat der festen Stütze der Religion im Angesicht der täglichen Gefahr bedarf.

Während der Rede richtete der Prediger unwillkürlich seine Blicke auf den Oberst, der trotz seiner ernsten Stimmung nicht das gewohnte spöttische Lächeln zu unterdrücken vermochte; die hauptsächlich auf diesen berechneten Worte prallten wirkungslos an seinem Herzen ab und verfehlten gänzlich den beabsichtigten Eindruck.

Unerschüttert, wenn auch trauernd über den Verlust des

Jugendfreundes, stand der Oberst an dem geöffneten Grabe, in das so leicht kein Sterblicher ohne geheimes Grauen schaut.

Je mehr der Pastor sich ereiferte, je gewaltiger und mächtiger seine Stimme klang, desto stolzer erhob er sein Haupt, gleich dem ungebeugten Titanen, der im Bewußtsein seiner geistigen Kraft nnd Ueberlegenheit den Göttern des Olympes trotzt und die Schrecken der Unterwelt verachtet.

Der Tod, den er auf blutigem Schlachtfelde in seiner furchtbarsten Gestalt gesehen, konnte ihm keine Furcht einjagen und die Mahnungen an den Tag des Gerichts, womit der Pastor seine Zuhörer zu erschüttern und zu rühren suchte, klangen seinem Ohr wie verschollene Ammenmärchen, denen nur die Kinder noch Glauben schenken.

So traten sich auch hier an der Pforte der Ewigkeit die beiden Männer gegenüber, gleichsam die verkörperten Gegensätze des Glaubens und Unglaubens, des unbedingten Gottvertrauens und des trotzigen Selbstbewußtseins.

Die trauernde Familie selbst umgab in namenlosem Schmerz den Sarg des Todten, die unglückliche Frau und Mutter auf den Arm der holden, bleichen Tochter gestützt. Die ätherische Gestalt in schwarze Gewänder gehüllt, das blaue Auge in Thränen schwimmend, die weißen Hände fromm gefaltet, lauschte Martha andachtsvoll den Worten des verehrten Geistlichen.

Das Unglück hatte das Mädchen wunderbar über Nacht gereift und ihr ganzes Wesen gewissermaßen verklärt; ihre Gestalt schien gewachsen, ihre kindlichen Züge durchgeistigt. Gleich der schlanken, weißen Lilie das Symbol der höchsten Unschuld, beugte sie sich über dem Sarge des geliebten Vaters.

Der Eindruck dieses zugleich rührenden und bezaubernden Bildes war so überwältigend, daß dort der junge Mann, welcher sich in der Nähe des Grabes unter den leidtragenden Freunden der Familie befand, in nie gekannter Weise davon berührt wurde.

Er dachte bei ihrem Anblick an den Engel auf dem Grabe

des Erlösers, der die trauernden Frauen tröstete, an eine Heilige, die den Schmerz der Erde überwunden und gottergeben die ihr auferlegte Prüfung trägt. So hatte er sich die Gestalt der holden Rahel am Brunnen, die jungfräuliche Mutter des Heilandes mit dichterischer Phantasie geträumt.

Es war ihm, als hätte er eine höhere Erscheinung gehabt, eine plötzliche Offenbarung empfangen, obgleich er Martha von Jugend auf kannte, da er ihr Lehrer, der Sohn des Prediger Lorenzen, und wie dieser ein näherer Freund der trauernden Familie war.

Ein Wunder war hier geschehen, aus dem Tode blühte ihm das höchste Glück des Lebens und zwischen Gräbern und Leichensteinen war ihm, wenn auch unbewußt, die Liebe in ihrer reinsten und göttlichsten Gestalt erschienen.

Es ist das Vorrecht der glücklichen Jugend, daß sie den Schmerz und die Trauer leichter überwindet als das Alter. Ihre Wunden vernarben schneller und wie im Frühling folgt dem nächtigen Unwetter der goldene Morgen, die frischen Rosenknospen duften um so schöner und entfalten sich um so reizender, während an ihrem Kelch noch die schweren Regentropfen hängen. So erging es auch der lieblichen Martha nach dem Tode ihres Vaters. Wenige Wochen darauf hatte sie den schweren Verlust überwunden, und die frühere Heiterkeit kehrte in ihr Herz zurück, wenn auch von einem sinnigen Ernst gedämpft.

Von Neuem nahm sie Theil an den Freuden und Scherzen ihrer Spielgenossen und Freundinnen, von denen sie wegen ihrer Sanftmuth und Nachgiebigkeit vor Allen gern gesehen und gelitten wurde. In der höheren Bildungsanstalt, welche sie nach wie vor besuchte, war sie der bevorzugte Liebling sämmtlicher Schüler und Lehrer, vor Allen aber des jungen Kandidaten Johannes Lorenzen.

Er selbst war noch erfüllt von jugendlicher Begeisterung, ein poetischer Idealist, eine dichterische Natur, reich begabt mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen. Wie König Saul ragte er um Kopfeslänge über seine Umgebung hervor, und gleich einer goldenen Krone schmückte das wallende, blonde Haar den stolzen Scheitel und die hohe Stirn. Sanft und doch kühn blickten die hellen blauen Augen, aus denen die treueste und reinste Seele strahlte, ohne Arg und Falsch wie der wolkenlose Himmel. Der Schmelz der unentweihten Jugend, der ungetrübten inneren und äußeren Gesundheit lagerte auf seinen rosigen Wangen, denen der sprossende Bart eine gewisse männliche Würde verlieh.

Der Grundzug seines Charakters war eine seltene Offenheit, die unwillkürlich das größte Vertrauen einflößte. Mit dem Herzen eines Kindes vereinte er den Geist eines reifen Mannes, das zarte Gemüth, die sittliche Scheu eines reinen Weibes.

Unwillkürlich erinnerte seine ganze Erscheinung an die Heldengestalten der deutschen Sage mit ihrer jungfräulichen Keuschheit, ihrer ritterlichen Kühnheit, ihrer frischen Unmittelbarkeit und selbst mit ihrer reckenhaften Ungeschicklichkeit, welche jedoch die angeborene Liebenswürdigkeit keineswegs beeinträchtigte.

Es wiederholte sich auch hier die oft beobachtete Erfahrung, daß die meisten Schülerinnen des Instituts, das von Martha besucht wurde, für den jungen Lehrer schwärmten und die ersten Regungen ihrer jungen Herzen auf den „angebeteten Kandidaten“ übertrugen.

Er war der Mittelpunkt ihrer Unterhaltungen und Gespräche, der Gegenstand ihrer erwachenden Zärtlichkeit und gegenseitigen Eifersucht. Die blonden und braunen Backfische weiteiferten mit einander, um durch zarte Aufmerksamkeiten ihm ihre Verehrung und noch schuldlose Liebe zu erkennen zu geben. Jeden Tag fand er auf seinem Pult ein frisches Bouquet oder seine Lieblingsblumen, je nach der Jahreszeit duftende Maiglöckchen oder Moos=

rosen, von den Händen seiner anonymen Verehrerinnen heimlich hingelegt.

Man beneidete sich um einen freundlichen Blick aus seinen Augen, um ein anerkennendes Wort aus seinem Munde. In keiner Stunde wurde so fleißig aufgemerkt, so viel gelernt, als in dem deutschen Unterricht und in der Literaturgeschichte, die Herr Lorenzen so „reizend“ vortrug. Wenn er im begeisterten Tone von den Heroen und Genien der deutschen Poesie sprach, bald die süßen Lieder der mittelalterlichen Minnesänger, bald die erschütternden Nibelungen-Strophen von dem Tode des „herrlichen Siegfried“ oder von „Chrimhildens Rache“ las, da herrschte in der ganzen Klasse ein feierliches Schweigen und selbst das geschwätzigste Plappermäulchen verstummte, während die sinnigen Blicke an den Zügen des geliebten Lehrers hingen. Nie durfte er, wie die Mehrzahl seiner andern Kollegen, über Unaufmerksamkeit oder gar über allerlei Unarten und Neckereien klagen, womit so mancher weibliche Eulenspiegel den minder beliebten und besonders den ältern „Schulmeistern“ das Leben schwer macht. Unbewußt übte er einen geheimen Zauber über diese jugendlichen Herzen aus, die in ihm das erste Ideal ihrer Sehnsucht verehrten und gleichsam ihre Liebesstudien und Herzensexerzitien an ihm machten.

Dabei hatte es keine besondere Gefahr für diese jungen „Heloisen,“ da ihr „Abälard“ oder „St. Preux“ in seiner naiven Unschuld keine Ahnung von der Schwärmerei der holden Kinder hatte und diese selbst mit ihrer Hauptgottheit zugleich noch eine Menge kleiner Nebengötter verehrten, schnurrbärtige Lieutenants, schmachtende Referendare, leichtsinnige Fähnriche und selbst renommirende Primaner des Gymnasiums.

Nur zwei Herzen unter der ganzen liebenden Schaar ließen sich auch nicht die geringste Untreue gegen ihr Idol zu Schulden kommen, indem sie eine bewunderungswürdige Beständigkeit, eine seltene Beharrlichkeit zeigten.

Das waren die holde Martha und ihre geschworene Busenfreundin, Julie von Baumbach, eine feurige Brünette mit dunklen Haaren, braunen, schelmischen Augen und schalkhaften Grübchen in den rothen, frischen Wangen. Während aber die sinnige Martha sich mit der passiven Rolle der stillen Verehrung begnügte, entwickelte die energischere Freundin einen mehr aktiven, leidenschaftlichen Charakter in ihrer Zuneigung für den „himmlischen Kandidaten,“ der natürlich keine Ahnung von ihren Gefühlen hatte.

Die reifere Julie hatte bereits dann und wann einen verbotenen Roman, den ihre Mutter aus der Leihbibliothek entnahm, im Stillen unbemerkt gelesen und mit lebhafter Phantasie sich selbst in die Rolle einer derartigen Heldin hineingeträumt.

Sie verfehlte nicht ihre Gedanken und Empfindungen in überströmender Offenheit mitzutheilen und Martha zur Vertrauten ihres Herzensgeheimnisses zu machen. In dem sprudelnden Köpfchen des leicht entzündbaren Mädchens entwickelte sich ein vollständiger Roman mit allen möglichen Verwickelungen und Kämpfen, wunderbaren Verschlingungen und glücklichen Lösungen, dessen Mittelpunkt der geliebte Kandidat unbewußt bildete.

Ohne sein Zuthun erlebte Fräulein Julie die wunderbarsten Abenteuer mit ihm, indem sie bald von seiner vermeintlichen Kälte litt, bald durch seine ebenfalls nur eingebildete Zärtlichkeit berauscht wurde. Heute hatte er sie angelächelt und morgen glaubte sie ihn auf einer Untreue ertappt zu haben, wenn er ihre deutschen Aufsätze wegen Flüchtigkeit tadelte oder gar die Arbeiten einer Mitschülerin ihr zum Muster aufstellte. Das konnte natürlich nur eine bevorzugte Nebenbuhlerin, eine ausgemachte Kokette sein, welche den Geliebten ihr entführte. Dann geschah es wohl, daß die unglückliche Julie im Uebermaße ihres Schmerzes an den Busen ihrer Freundin sank und den Treulosen nicht immer in der schonendsten Weise wegen seiner Lieblosigkeit anklagte. Aber Martha wußte sie stets zu trösten, indem sie ihn

mit so warmem Eifer vertheidigte, seine Handlungsweise so geschickt entschuldigte, daß sie schließlich diesen nur einseitigen Liebeszwist glücklich versöhnte und die nur in der Phantasie Getrennten durch ihren milden Zuspruch vereinigte, wobei sie selbst die größte Zufriedenheit und nicht die geringste Spur von Neid und Eifersucht empfand.

Dieser Antheil an der Herzensgeschichte ihrer Freundin, an der geheimen Liebeswonne und den verborgenen Liebesschmerzen konnte sie jedoch nicht ganz unberührt lassen, obgleich ihre tiefere Natur und ihr gesunder Sinn sie vor ähnlichen Verirrungen bewahrte.

Ihr ganzes Wesen glich jenen Früchten, welche um so herrlicher erscheinen, je längere Zeit sie zur Reife bedürfen. Ein oberflächlicher Beobachter konnte sie deshalb leicht für unempfänglich und apathisch halten, und vielleicht war das auch der Grund, warum die frühreife Julie die stille und ihr beschränkt erscheinende Martha instinktmäßig zu ihrer Vertrauten gewählt hatte, abgesehen davon, daß diese wegen ihrer Zuverlässigkeit im Bewahren eines Geheimnisses in der ganzen Schule bekannt war, eine Eigenschaft, deren sich nur wenige so junge Mädchen rühmen durften.

Aber unter der ruhigen Erscheinung barg Martha eine Fülle des Gefühls, eine Tiefe der Gedanken, einen Reichthum der Seele und des Herzens, wovon die leicht bewegliche, aber darum auch oberflächliche Julie keine Ahnung hatte.

Beide Freundinnen glichen einander wie das weiche Wachs, das jeden Eindruck leicht empfängt und eben so leicht verwischen läßt, dem jungfräulich spröden, aber unzerstörbaren Marmor.

Dennoch gab es Augenblicke, wo die tiefe, innerliche Natur Martha's sich in ihrer ganzen Herrlichkeit unwillkürlich, unbewußt und deshalb um so schöner und bedeutender offenbarte. Dies war der Fall, als der Kandidat eines Tages den Schülerinnen der Anstalt die Aufgabe stellte, ihre historische Lieblings-

Heldin in einem Aufsatze zu schildern und die Gründe für diese Bevorzugung anzugeben. Die meisten der jungen Damen wählten aus der Geschichte irgend eine berühmte Herrin oder Königin, die Mutter der Gracchen, Isabella von Spanien, Elisabeth von England, die Jungfrau von Orleans, welche letztere von der romantischen Julie in den schwärmerischsten Ausdrücken gepriesen und verherrlicht wurde.

Martha dagegen hatte in ihrem Aufsatze die arme unbekannte Magd der lieblichen altdeutschen Sage vom „armen Heinrich" all' den großen Heldenfrauen der Geschichte vorgezogen, weil diese bereit war, mit ihrem Leben den geliebten Mann zu retten, als dieser, von schwerer Krankheit heimgesucht, nach dem Ausspruch seines Arztes nur durch das Blut einer unschuldigen Jungfrau genesen konnte.

In schlichten und doch tief ergreifenden Worten schilderte sie den herrlichen Entschluß der treuen Magd, indem sie ihr den höchsten Preis für ihr Opfer zuerkannte. Mit Staunen und Bewunderung las der junge Lehrer diese Arbeit, in der sich eine seltene Tiefe des Gemüths, eine entzückende Weiblichkeit offenbarte. Dennoch übte er gerade ihr gegenüber eine um so strengere Kritik, hinter der sich seine wachsende Neigung verbarg, um seine Unparteilichkeit zu wahren.

„Sie haben," sagte er bei der Zurückgabe ihres Aufsatzes, „eine seltsame Heldin sich gewählt, die leider nur im Reiche der Dichtkunst lebt und keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit hat. Darum kann ich Ihren Aufsatz, liebe Martha, trotz seiner sonstigen Vorzüge nicht vollkommen gutheißen und billigen."

„Ich glaubte," versetzte sie mit bezaubernder Naivetät, „daß die Erzählung vom armen Heinrich vollkommen wahr sei und in alten Zeiten sich begeben habe."

„Auch wenn dies der Fall wäre, so hätte das Mädchen keinen Anspruch auf den Namen einer historischen Heldin," entgegnete er mit schulmeisterlicher Pedanterie.

„Das mag wohl wahr sein, aber ich dachte, daß keine Frau der Welt etwas Größeres und Schöneres thun kann, als für den Geliebten sterben.“

Purpurröthe bedeckte bei diesen Worten das liebliche Gesicht, während ihre Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten, als hätte sie etwas Unrechtes gesagt oder begangen. Der Kandidat aber, ergriffen von dieser überraschenden Offenbarung der reinsten, überströmenden Liebe, sah in diesem Augenblick die schönste Schöpfung des deutschen Dichtergeistes verkörpert vor sich stehen und erkannte mehr als je den Werth der poetischen Wahrheit, vor der jede Wahrheit der Geschichte erbleichen muß.

Kurze Zeit nach diesem Zwischenfall, der nicht wenig dazu beitrug, das liebliche Kind ihm näher zu bringen, befand sich die ganze Klasse Martha's in einer kleinen Aufregung. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um den Geburtstag des „angebeteten Lehrers.“

Alle seine Schülerinnen waren trotz ihrer sonstigen Streitsucht darüber einig, daß dies hochwichtige Ereigniß in würdiger Weise gefeiert werden sollte. Nur über die Art und Weise herrschte noch eine große Meinungsverschiedenheit, wie dies in ähnlichen Fällen fast stets vorkommt.

Es bildeten sich zwei oder mehr Parteien, welche ihre Ansichten mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit und mit großem Scharfsinn vertheidigten. An der Spitze der enragirten Verehrerinnen stand natürlich Fräulein Julie von Baumbach, welche eine großartige Festlichkeit mit Gesang, Blumen, Ueberreichung einer kostbaren Vase und eine poetische Ansprache sich ausgedacht hatte. Letztere hatte sie sich natürlich selbst zugetheilt, um bei dieser Gelegenheit ihren zärtlichen Empfindungen ungescheut die Zügel schießen zu lassen.

„Das soll,“ sagte sie mit übersprudelnder Lebendigkeit, „ein famoses Fest werden. Jede muß dazu einen Thaler beisteuern; dafür kann man eine prächtige Porzellanschale kaufen. Ich

mache ein Gedicht dazu, worin ich unsere Gefühle für Herrn Lorenzen aussprechen werde."

„Aber nicht zu zärtlich und nimm Dich in Acht, daß Deine Verse nicht hinken!" rief Steuerraths Agnes, ein kleiner, boshafter Backfisch mit einem unverschämten Stumpfnäschen und etwas schielenden Augen.

„Meine Verse," versetzte Julie, „werden weder hinken noch schielen, wie gewisse Leute."

„Du bist eine naseweise Prinzessin," rief erzürnt die beleidigte Agnes, „und drängst Dich bei allen Gelegenheiten vor. Eine solche Anmaßung dürfen wir uns nicht gefallen lassen."

„Nein, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen," wiederholten mehrere Stimmen. „Wir wollen nicht, daß Julie das Gedicht sagt und die Vase überreicht."

„Sie bildet sich ohnehin auf ihren Adel etwas ein und dünkt sich besser als wir zu sein," bemerkte Pauline, die Tochter des Stadtarztes, welche die politischen Gesinnungen ihres liberalen Vaters theilte.

Diese, leider nicht völlig unbegründete Ansicht war ganz geeignet, Oel in's Feuer zu gießen und die Leidenschaften anzufachen. Adel und Bourgeoisie standen sich in der Schule wie im Leben gegenüber und die feindlichen Elemente prallten jetzt hier auf einander. Die jungen Demokratinnen kämpften mit wahrer Erbitterung für ihre Menschenrechte und verlangten vollkommene Gleichheit, während der Adel sich um so fester und hartnäckiger an seine ererbten oder angemaßten Privilegien anklammerte.

Der heraufbeschworene Sturm hatte einen Grad erreicht, daß das ganze Fest darüber zu scheitern drohte und selbst die Person des sonst allgemein verehrten Kandidaten in einer keineswegs schmeichelhaften Weise mit hineingezogen wurde.

„Ich bin überhaupt dagegen," eiferte die kühne Demokratin, „daß wir den Geburtstag eines solchen Pietisten feiern. Mein Vater meint, daß man diesen Scheinheiligen nicht trauen darf;

sie wollen uns nur dumm machen und brauchen die Religion nur zum Deckmantel ihres Egoismus."

Bei dieser Beschuldigung brach Martha ihr bisheriges Schweigen; mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen übernahm sie die Vertheidigung des geliebten Lehrers, wobei sie eine Beredsamkeit entwickelte, die um so mehr überraschen mußte, je weniger man sie dem stillen, in sich gekehrten Mädchen zutraute.

„Das ist nicht wahr," rief sie entrüstet, „Herr Lorenzen ist kein Scheinheiliger und will uns nicht dumm machen; wir Alle kennen ihn und danken ihm das Schönste und Beste, was wir besitzen. Er ist ein Lehrer, der unsere Liebe im reichsten Maße verdient, weil er die reinsten Gedanken, die herrlichsten Gefühle in unserer Seele weckt. Wenn er spricht, glaubt man in der Kirche zu sein und das Wort Gottes zu hören. Das kann ihm doch nicht zum Vorwurf gereichen und ihr solltet euch schämen, solche ungerechte Beschuldigungen gegen den Mann zu äußern, dem wir die höchste Achtung schuldig sind."

„Martha hat Recht," stimmte die leichtbewegte Menge bei. „Herr Lorenzen ist kein Scheinheiliger, und wir wollen seinen Geburtstag feiern."

„Aber Julie darf nicht das große Wort haben," bemerkte die demokratische Pauline mit energischer Zähigkeit.

„Nein, nein! Martha soll das Gedicht sprechen und die Vase überreichen."

„Ich glaube," versetzte Martha bescheiden, „daß wir am besten thun, wenn wir zwei oder drei Gratulanten aus unserer Mitte wählen, um Herrn Lorenzen zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen, damit sich Keine von uns wegen Zurücksetzung beklagen kann."

„Das ist richtig," rief die Tochter des Liberalen mit komischem Ernst. „Die Majorität hat allein zu entscheiden."

„Zuvor aber," fügte Martha hinzu, „wollen wir doch erst überlegen, ob eine derartige Feier überhaupt den Wünschen des

Herrn Lorenzen entsprechen möchte. Wie ich glaube, dürfte ihn bei seiner Bescheidenheit jede derartige Demonstration eher verletzen als erfreuen. Auch das ihm zugedachte Geschenk erscheint mir nicht ganz passend und wird ihn gewiß, je kostbarer es ist, um so mehr bedrücken: abgesehen davon, daß er sicher mehr Gefallen an einem guten Buch oder an einem Bilde findet, als an einer noch so schönen Vase. Ich denke, daß ihm ein schöner Kupferstich, den ich gesehen habe, mit dem Bilde des Apostels Johannes, eine wahre Freude machen würde, da er ja selbst Johannes heißt und manche Aehnlichkeit mit dem Lieblingsjünger des Herrn hat."

Dieser Vorschlag fand den allgemeinsten Beifall und stellte den bedrohten Frieden wieder her; nur Fräulein Julie war damit nicht einverstanden, weil ihr bereits fertiges Gedicht von einer Vase handelte und durchaus nicht für das neue Geschenk passen wollte. Sie sah sich aber gezwungen, der Mehrzahl nachzugeben, und söhnte sich einigermaßen mit dieser beliebten Veränderung aus, da sie mit Martha und der demokratischen Pauline bei der darauf folgenden Abstimmung als Gratulantin gewählt wurde.

Nach getroffener Verabredung begaben sich die drei Repräsentantinnen der Schule am Vorabend des zu feiernden Geburtstages nach der Wohnung des verehrten Kandidaten, um dessen Zimmer heimlich mit Blumen zu schmücken und das eingerahmte Bild des Apostels, von einem frischen Kranz umgeben, an die Wand zu hängen, da es auf eine Ueberraschung abgesehen war.

Martha, welche in dem Hause aus früherer Zeit bekannt war, hatte die Leitung übernommen und zu diesem Zwecke Frau Gumprecht, die alte Haushälterin des verwittweten Predigers, aufgesucht und mit in das Geheimniß gezogen.

Diese erklärte sich sogleich bereit, zu der beabsichtigten Feier ihres jungen Herrn die Hand zu bieten, wobei sie nicht verfehlte, alle dessen Tugenden und guten Eigenschaften mit geschwätziger Zunge herzuzählen.

„Ja, ja!“ sagte die gutmüthige Alte, „der Herr Kandidat sind das beste Mannsbild, das ich auf der Erde gesehen habe; unschuldig wie die Tauben und klug wie die Schlangen, und dabei so gut, daß er Keinem etwas zu Leide thun könnte, und so gelehrt, daß ihm kein Professor der Welt das Wasser reicht. Dafür habe ich ihn auferzogen, und wenn er etwas Rechtes geworden ist, so hat die alte Gumprecht auch ihren Theil an ihm, denn ich hab' ihn gehütet wie meinen Augapfel, ihn gepflegt und gewartet, wenn er krank war, und manche liebe Nacht an seinem Bettchen gesessen und seinen Schlaf bewacht.“

„Hatte Herr Lorenzen denn keine Mutter mehr?“ fragte Martha voll Theilnahme für den verehrten Lehrer.

„Weder Mutter, noch . . . .“

Plötzlich stockte die Alte, indem sie den angefangenen Satz nicht vollendete und mitten in ihren Ergießungen mit sichtlicher Verlegenheit inne hielt.

„Er war,“ setzte sie nach einiger Zeit hinzu, „eine arme, mutterlose Waise, als der Herr Regimentsprediger mich in's Haus nahm, damit ich ihm die Wirthschaft führte und das Kind beaufsichtigte. Damals war gerade mein seliger Mann gestorben und ich selbst hatte vor zwei Jahren meinen Jungen verloren, der jetzt gerade so alt wäre, wie der Herr Kandidat. Als nun der Herr Pastor mir den Vorschlag machte, in sein Haus zu ziehen, da war es mir, als ob der liebe Gott mich expreß trösten und mir ein zweites Kind schenken wollte. Darum lieb' ich auch den Johannes wie meinen eigenen Sohn, und wenn er eine Freude hat, so habe ich sie doppelt, und wenn ihm, was Gott verhüten möge, ein Leid geschieht, so weine ich um ihn, wie Rahel um ihre Kinder.“

Mit diesen Worten öffnete die gutmüthige Alte die bescheidene Studirstube des Kandidaten, in welche die jungen Mädchen und vor Allen Martha mit einer gewissen Beklemmung eintraten. Es herrschte hier eine musterhafte, bei Gelehrten nur selten anzutreffende Sauberkeit, deren Verdienst Frau Gumprecht hauptsächlich für sich in Anspruch nehmen durfte. An den Wänden hingen verschiedene Silhouetten und Portraits von Universitätsfreunden; zwei gekreuzte Hieber, eine Burschenmütze und ein alter Fechthandschuh bezeugten, daß der Kandidat trotz seiner ernsten Richtung und Frömmigkeit den ritterlichen Künsten nicht fremd geblieben war und den Fechtboden mit Eifer besucht hatte.

Diese Erinnerungen an das frohe Studentenleben verliehen dem sonst so ernsten Studirzimmer einen heiteren, jugendlichen, fast burschikosen Anstrich, der mit dem übrigen gelehrten Apparate um so freundlicher kontrastirte.

Auf hohen Büchergestellen standen und lagen mächtige Folianten, Ausgaben der Kirchenväter und Klassiker, in braunem Leder gebunden, mit blanken Messingschlössern, gleich ehrwürdigen Herren in stattlich altväterischen Gewändern. Dazwischen erblickte man die neueren Dichter im zierlichen Maroquinbande mit feinem Goldschnitt, gleich salonfähigen Dandys.

Das Alles erregte das Interesse und die Theilnahme der jungen Mädchen, obgleich ihnen die Gegenwart der Frau Gumprecht einigen Zwang auferlegte. Erst als diese sich mit dem Versprechen entfernte, aufzupassen, damit die „lieben Kinder" nicht durch die plötzliche Rückkehr des Kandidaten in ihrer Arbeit überrascht und gestört würden, überließ sich die lustige Schaar ohne Scheu ihrer natürlichen Neugierde und übermüthigen Laune.

Die demokratische Pauline, deren Bruder Primaner war, hatte sich die Burschenkappe verwegen auf die schwarzen Locken gesetzt und ergriff das blanke Rappier, womit sie einige ungefährliche Lufthiebe mit sichtlicher Anstrengung führte, um schnell wieder die ungewohnte Waffe fallen zu lassen.

Dagegen blätterte die schwärmerische Julie unter den Papieren und Arbeiten des Kandidaten, welche zerstreut zwischen durchgesehenen Schulheften, Manuscripten, Journalen und Zeitungen lagen. Sie hoffte bei dieser Gelegenheit irgend ein Zeichen, ein Geständniß seiner Liebe oder Untreue zu finden und dadurch unendlich glücklich oder unaussprechlich elend zu werden.

Das Glück begünstigte sie auch, indem sie ein angefangenes Gedicht von der Hand des Kandidaten entdeckte, das sie, ohne Furcht, eine Indiskretion zu begehen, heimlich las und, da der Inhalt ihr einigermaßen zu passen schien, natürlich ganz allein auf sich bezog.

Ihre Freude über einen solchen Fund, der nach ihrer Meinung keinen Zweifel an seiner Liebe mehr zuließ, erfüllte sie mit einer Seligkeit, oder auch vielleicht Eitelkeit, daß sie ihr Geheimniß nicht länger in dem überschwellenden Herzen verschließen konnte.

„Ich habe ein Gedicht gefunden," jubelte Fräulein Julie, „ein himmlisches Gedicht von Herrn Lorenzen!"

„Zeig' es uns," rief die demokratische Pauline, „das müssen wir sehen."

„Nein, nein!" entgegnete Martha, die unterdeß allein die mitgebrachten Guirlanden und Kränze an der Wand befestigte. „Es schickt sich nicht, daß wir das uns geschenkte Vertrauen mißbrauchen und Dinge lesen, die uns nicht angehen und nicht für uns bestimmt sind."

„Wer weiß!" lächelte Fräulein Julie mit überlegener Selbstgefälligkeit. „Vielleicht wird es dem Herrn Kandidaten sehr angenehm sein, wenn er erfährt, daß seine Poesie an die richtige Adresse gelangt ist."

„Das eben möchte ich bezweifeln, daß die Verse an Dich gerichtet sind."

„Meinst Du wirklich! Du bist doch ein recht ungläubiger Thomas, der seinen eigenen Augen und Ohren nicht traut. Ich

will Dir das Gedicht vorlesen, damit Du nicht länger zweifeln kannst. Hört nur einmal:

Ein harmlos Kind, mit leichtem Herzen,
Erblickt ich Dich zum ersten Mal.
Ich wollte lachen, mit Dir scherzen,
Da traf mich Deiner Augen Strahl.
Und als ich wieder auf Dich sah,
Stand eine holde Jungfrau da.

Du sprachst so süß und unbefangen,
Wie's Vöglein singt im grünen Wald.
Doch plötzlich faßte mich ein Bangen
Vor Deines Geistes Allgewalt.
Und als ich wieder auf Dich sah,
Stand eine holde Jungfrau da.

Du schwebtest in der Schwestern Reigen
Im leicht beschwingten Tanze hin.
Da kamen Engel, sich zu neigen
Vor Dir, der Himmelskönigin.
Ein Wunder war es, das ich sah,
Die Jungfrau selbst stand vor mir da."

„Wundervoll!" flüsterte Martha mit schwärmerischen Blicken.

„Die Verse sind wirklich himmlisch," fügte die kritische Pauline hinzu, „nur möchte ich gar zu gern wissen, wer mit dem Kinde gemeint ist?"

„Und das kannst Du noch fragen?" versetzte Fräulein Julie, indem sie einen Blick des Einverständnisses mit der Vertrauten ihres Herzens wechselte. „Das ist doch klar wie die Sonne, daß der Dichter ein Mädchen besingt, das halb Kind, halb Jungfrau ist und nächstens eingesegnet wird. O! ich weiß ganz gut, wen er gemeint hat."

„Am Ende Dich selbst," höhnte Pauline ironisch.

„Wen denn sonst?"

„Das Gedicht paßt eben so gut auf mich, oder noch besser auf Martha."

„Wo denkst Du hin?" sagte diese abwehrend. „Herr Lorenzen hat etwas Besseres zu thun, als Verse an solche Backfische, wie wir es sind, zu richten."

„Den Titel muß ich mir verbitten," entgegnete Fräulein Julie. „Ich ersuche Dich, künftig nicht auf meine Kosten bescheiden zu sein. Ich bin bereits fünfzehn und ein halbes Jahr."

„Gerade wie es in Gellert's Fabeln heißt," bemerkte die satyrische Pauline.

„Ich finde Deine Neckereien abgeschmackt."

„Und ich Deine Empfindlichkeit wahrhaft kindisch."

Der neue Streit entbrannte mit solcher Heftigkeit, daß darüber der Warnungsruf der Frau Gumprecht überhört wurde, welche den Kandidaten von Weitem kommen sah und außer Athem seine Rückkehr den jungen Damen nach Verabredung verkündigte.

Als es fast schon zu spät war, bemerkten Julie und Pauline erst das Klopfen und Winken der Alten, während Martha, ganz in ihre Arbeit vertieft, keine Ahnung von seiner Nähe hatte.

Mit einem leisen Schrei ergriffen die treulosen Freundinnen die Flucht und ließen sie allein, ohne sich um ihre Verlegenheit zu kümmern.

Den Rücken gegen die Thür gewendet, stand sie auf einer hohen Bücherleiter, um eben einen frischen Rosenkranz um das von ihr befestigte Bild des Apostels zu schlingen.

Die untergehende Sonne drang durch das geöffnete Fenster und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die schlanke, ätherische Gestalt auf ihrem erhabenen Postament wie eine Statue aus weißem Marmor.

Durch die plötzlich eingetretene Ruhe aufmerksam gemacht, wandte sie sich zurück, um nach den flüchtigen Freundinnen zu sehen. Statt ihrer erblickte sie in der Thür die unerwartete Erscheinung des Kandidaten.

Sprachlos starrte sie ihn an, während ein lieblicher Purpur ihre Wangen bis tief den Hals hinab überflutete.

„Martha!" rief er, nicht weniger überrascht, sie in seiner stillen Studirstube zu finden.

Ihre Glieder zitterten und fast wäre sie von der hohen Lei-

ter herabgestürzt, wenn er sie nicht in seinen ausgebreiteten Armen aufgefangen hätte. Einen Augenblick ruhte sie mit geschlossenen Augen an der Brust des geliebten Lehrers, der das Pochen ihres kleinen, aufgeregten Herzens hören konnte.

„Ich habe Sie erschreckt, armes Kind!“ sagte er mit gewohnter Freundlichkeit, als sie sich erholt hatte und sich beschämt aus seinen Armen wand.

„O! ich bitte um Verzeihung,“ bat sie verlegen, den Rosenkranz noch immer in ihren zitternden Händen haltend.

„Sie wollten mir eine heimliche Freude bereiten und ich Ungeschickter habe Sie gestört.“

„Wir hatten die Absicht, zu Ihrem Geburtstage —“

„Womit verdiene ich so viel Liebe?“

„O! Sie sind immer so gut, so nachsichtig, darum hat die ganze Klasse Ihnen einen Beweis der Achtung und unserer Dankbarkeit geben wollen; ich bin nur —“

„Der gute Geist, die freundliche Fee, welche mein stilles Stübchen in einen Zaubergarten verwandelt, die kahlen Wände mit den schönsten Blumen geschmückt hat,“ versetzte der Kandidat, indem er seine Augen mit Wohlgefallen bald auf die geschmückte Wand, bald auf das holde Mädchen schweifen ließ.

Plötzlich bemerkte er das aufgehängte Bild des Apostels Johannes nach dem bekannten Meisterwerk des Domenichino, von der Hand des berühmten Friedrich Müller gestochen. Der für die Kunst so empfängliche Kandidat konnte seine Bewunderung nicht unterdrücken und begrüßte das herrliche Werk mit einem lauten Ausruf freudiger Anerkennung.

„Ach, der göttliche Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn!“ sagte er in schwärmender Selbstvergessenheit, „wie er dasitzt in himmlischer Begeisterung, lauschend den überirdischen Offenbarungen, mit der Rolle in der Hand, um die göttlichen Gesichte aufzuzeichnen in unsterblichen, unvergänglichen Worten für künftige Geschlechter! Ueber seinem Haupte rauschen die Schwingen des

Adlers, des Boten, den ihm der Herr gesandt, und auf seiner Stirn ruht, wie die strahlende Morgenröthe, der Liebeskuß des Heilandes, womit er ihn für alle Zeiten geweiht; um seine holden Lippen, aus denen die höchste Weisheit spricht, schwebt die weibliche Anmuth und Milde wie Blumen um den erfrischenden, reinen Quell, während seine wunderbaren Augen die Herrlichkeit Gottes, die Wunder des Jenseits schauen und davon erfüllt sind, wie der tiefe Gebirgssee, in dem sich die Gestirne des Himmels, die flammende Sonne und der stille, silberne Mond spiegeln."

Mit athemlosem Schweigen lauschte Martha diesen Ergießungen des jungen Dichters, der sie in diesem Augenblick mehr als je an den Apostel selbst in seiner trunkenen Begeisterung erinnerte, während das purpurne Licht der Abendsonne wie ein flammender Heiligenschein auf seiner hohen, klaren Stirn und den langen, blonden Locken ruhte.

„Und die Freude an dem herrlichen Bilde," fuhr der Kandidat fort, indem er seine liebevollen Blicke auf Martha wendete, „verdanke ich Ihnen, Ihnen allein."

„Nicht mir, sondern meinen sämmtlichen Mitschülerinnen."

„O! ich irre mich nicht; in Ihrem Geiste ist der Gedanke zuerst entstanden. Sagen Sie, ob ich mich getäuscht habe."

„Ich dachte in der That," versetzte sie erröthend, „daß Ihnen das Bild angenehm sein würde, da Sie ja auch Johannes heißen, und —"

Sie vollendete nicht den Satz, aber der geliebte Lehrer ahnte wohl mit dem Instinkt des Herzens den geheimen Sinn der unterbrochenen Rede, und seine Brust war mit unaussprechlicher Seligkeit erfüllt.

„Wer möchte nicht," sagte er mit leuchtenden Blicken, „dem göttlichen Jünger nacheifern, dessen ganzes Leben und Streben ein gottgeweihter Hymnus, ein vollendetes Gedicht war. Von allen Aposteln liebte ihn der Erlöser am Meisten, und ihm vertraute der Heiland das Theuerste auf Erden. An seinem Herzen

ruhte die Mutter des Heilandes, und er tröstete sie in ihrem größten Schmerze mit dem reichen Schatze seiner Liebe. Die Liebe war der Leitstern seines Lebens, der Grundquell seines Denkens und Empfindens. Noch als Greis, an der Schwelle des Grabes, der Sprache fast beraubt, zu schwach, um zu lehren und zu predigen, stammelte sein heiliger Mund die herrlichen Worte, die den Inbegriff der höchsten Weisheit enthalten: „Kindlein, liebet einander!"

Er hatte in seiner Begeisterung unwillkürlich ihre Hand erfaßt, und der für das Bild bestimmte Rosenkranz verknüpfte Beide wie ein von der Liebe gewundenes, duftendes Band.

Eine tiefe, heilige Stille herrschte in der kleinen Studirstube; die hereinbrechende Dämmerung breitete ihre duftigen, violetten Schleier über das heilige Mysterium der Herzen, und der aufgehende Mond mit seinem Silberlicht grüßte das in himmlischer Liebe der Erde entrückte Paar.

Kein Wort wurde gesprochen, kein Geständniß gethan, kein Gelübde, kein Schwur abgelegt, und doch fühlten Beide, daß sie sich für immer angehörten.

Von dem nahen Kirchthurm aber läuteten die Glocken den Abendgruß, und die geweihten Klänge segneten gleichsam den hier unbewußt geschlossenen Bund der reinen, gotterfüllten Herzen.

Der Oberst von Wildenhahn rechtfertigte im vollsten Maße das Vertrauen seines verstorbenen Freundes, indem er als gewissenhafter Vormund nicht nur seine Pflicht erfüllte, sondern noch mehr that, als von ihm billiger Weise verlangt werden konnte.

Mit wahrhafter Großmuth sorgte er für die verlassene Familie, und kein Opfer fiel ihm zu schwer, um die Zukunft der Hinterbliebenen zu sichern.

Gleich nach dem Tode des Majors hatte er aus eigenen Mitteln die Pension für die Wittwe verdoppelt. Dies geschah in einer so zarten Weise, daß dieselbe keine Ahnung von der ihr zu Theil gewordenen Unterstützung haben konnte. Laut Verabredung mit dem ihm ergebenen Rechnungsführer erhielt sie die ganze, nicht unbedeutende Summe aus der Wittwenkasse des Regiments ausgezahlt, indem er selbst den Ueberschuß von seinem Gehalt sich regelmäßig abziehen ließ, nachdem er seinem Untergebenen das Ehrenwort abgenommen hatte, über die ganze Angelegenheit das strengste Stillschweigen zu beobachten.

In gleicher Weise sorgte er für den Sohn des Freundes, den er nach dem Wunsche des verstorbenen Majors einer höheren militairischen Bildungsanstalt anvertraute. Zu diesem Zwecke wandte er sich unmittelbar an die Person des Königs mit einer Vorstellung, worin er zugleich auf die Leistungen des Todten hinwies und für sich selbst als Belohnung seiner langjährigen Dienste die Aufnahme des Knaben in ein Kadettenhaus erbat.

Der freimüthige und doch ehrerbietige Ton des Schreibens verfehlte nicht die gewünschte Wirkung; der König antwortete eigenhändig dem Oberst und erklärte sich sogleich bereit, die Kosten des Unterrichts und der ganzen Equipirung zu tragen, während Wildenhahn noch ein angemessenes Taschengeld für seinen Schützling hinzufügte.

Darauf beschränkte sich jedoch der Oberst nicht; seine Opferfähigkeit ging sogar so weit, daß er sich manchen ungewohnten Zwang freiwillig auferlegte. Viele Abende, die er sonst in dem Offizierklub am Spieltische oder bei der Flasche zugebracht hatte, widmete er jetzt der Wittwe seines Freundes, obgleich dieselbe in keiner Beziehung dem geistreichen und verwöhnten Manne genügen konnte.

Mit rührender Geduld ertrug er die zahllosen Klagen der Wittwe über ihre körperlichen Leiden und ihre Verlassenheit, ihren unendlichen Jammer über die Zukunft ihrer Kinder, selbst ihre

religiösen Ergießungen, welche ihm in der innersten Seele zuwider waren.

Stundenlang saß der tolle Wildenhahn an dem Lehnstuhl der kränkelnden, nervösen Frau und hörte ihre Lamentationen an mit einer Selbstverleugnung, die gewiß Niemand so leicht dem lebenslustigen Manne zugetraut hätte.

Sein Benehmen zeigte eine wohlthuende Mischung von herzlicher Freundschaft und ritterlicher Galanterie, wie sie nur noch bei älteren Militärs gefunden wird. Er hätte keiner Fürstin mehr Achtung erweisen können, als der verarmten Wittwe seines Freundes, die er mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäufte.

Dafür empfand die Majorin die größte Dankbarkeit für den Wohlthäter ihrer Familie, den sie wie ihren Schutzengel verehrte. Mit rührendem Eifer vertheidigte sie seinen Charakter, entschuldigte sie seinen bekannten Lebenswandel gegen die vielfachen Angriffe ihrer frommen Umgebung. Selbst dem hochgeschätzten Pastor Lorenzen, dem sie sonst einen unbedingten Einfluß auf ihre Anschauungen und Urtheile gestattete, wagte sie in diesem einen Punkte zu widersprechen, wenn derselbe seine warnende Stimme gegen den Oberst erhob und ihn als ein räudiges Schaaf seiner Heerde bezeichnete.

Wie die meisten Frauen, zeigte sie trotz ihrer großen Frömmigkeit und Sanftmuth eine geheime Sympathie für den liebenswürdigen Sünder, abgesehen von der Dankbarkeit, die sie ihm schuldete. Sie interessirte sich für ihn, wie die Mutter für den verlornen Sohn, an dessen Besserung sie nie zu glauben aufhören kann. Im Stillen hegte sie die freilich sehr zweifelhafte Hoffnung, den Oberst zu bekehren, und unbewußt empfand sie, trotz der Liebe und Achtung für den verstorbenen Gatten, eine zärtliche Neigung für den treu bewährten Wohlthäter ihrer Familie. Seine Gesellschaft war ihr mit der Zeit unentbehrlich geworden, sie erwartete fast mit Ungeduld seinen Besuch, und die Abende, welche er an ihrem Theetisch zubrachte, waren ihr die angenehm-

sten. Seine heitere Laune, seine liebenswürdige Unterhaltung zerstreuten sie und ließen sie ihren Kummer vergessen, während seine achtungsvolle Galanterie ihrer keineswegs gänzlich abgestorbenen weiblichen Eitelkeit schmeichelte. Gerade der Gegensatz dieser beiden, gänzlich von einander verschiedenen Naturen trug dazu bei, sie einander zu nähern, wie die entgegengesetzten Pole des Magneten sich nach einem geheimen Naturgesetz anziehen.

Martha theilte natürlich das günstige Vorurtheil ihrer Mutter für den Oberst mit der ganzen Frische ihres jugendlichen Herzens, mit der naiven Dankbarkeit eines edlen Gemüths. Wenn er kam, sprang sie ihm mit einem freudigen Gruß entgegen, bot sie ihm unbefangen die reine Stirn oder die rothen Lippen zum Kuß.

Ihr liebliches Geplauder, die holde Unschuld ihres ganzen Wesens, der sinnige Ernst und die zuweilen hervorbrechende Tiefe ihres Gefühls und Originalität ihres Geistes übten auf den verwöhnten Mann einen wunderbaren Zauber aus. Er fühlte sich verjüngt durch ihre bloße Gegenwart, reiner und besser, als hätte er einen frischen Trunk aus dem sagenhaften Jugendquell gethan.

Bei ihr wurde er selbst wieder zum Kinde, vergaß er seine wilde Vergangenheit, seine cynische Lebensanschauung, seine verzehrenden Leidenschaften, so daß Niemand so leicht den tollen Wildenhahn wiedererkannt hätte. Es machte ihm ein unaussprechliches, nie gekanntes Vergnügen, sich an ihren heiteren Spielen oder ernsten Arbeiten zu betheiligen.

Bald scherzte und lachte er mit Martha in harmloser Ausgelassenheit, bald sah er ihre englischen und französischen Schulhefte durch oder erklärte ihr irgend einen schwierigen Satz in einem Schriftsteller, wobei er hinlänglich Gelegenheit fand, seine reiche Bildung und ungemeine Belesenheit zu zeigen, vor der sie die höchste Achtung hatte, während er von der Klarheit ihres Geistes und der Ursprünglichkeit ihres Denkens öfters überrascht war. Unerwartet und ungesucht fand er hier die höchsten und

reinsten Freuden väterlichen Glückes, indem es ihm gestattet war, das Keimen und Werden, das Entfalten und Blühen einer schönen, reinen Menschenseele mit dem Auge der Liebe zu beobachten. Täglich überraschte ihn ein neues Wunder, entzückte ihn eine neue Entdeckung gleich dem Gärtner, der bald eine frische Knospe, bald eine duftende Blüthe oder eine schwellende Frucht an dem jungen, selbstgepflegten Bäumchen erblickt und sich dadurch hinlänglich belohnt fühlt.

Ohne daß er's ahnte, hatte der Einfluß Martha's und ihrer Mutter den Oberst in kaum glaublicher Weise verwandelt, seine Sitten und Neigungen umgestaltet. Seine Ausdrücke waren allmählich minder schroff, seine Sprache minder verletzend und herausfordernd geworden. Wenn auch seine Gesinnungen und Grundsätze dieselben geblieben waren, so hatte er doch aus Rücksicht für die Frömmigkeit der Majorin und die Unschuld Martha's seinen Witz zügeln und die Vorurtheile seiner Umgebung schonen gelernt. Sorgfältiger als sonst vermied er seine gewohnten Ausfälle gegen die Religion und die Pfaffen, obgleich der eifernde Pastor Lorenzen, dem er zuweilen im Hause der Majorin begegnete, nicht selten seine Spottlust herausforderte.

Auch in seinem äußeren Lebenswandel suchte der Oberst in jüngster Zeit jeden Anstoß und ein früher nur zu oft gegebenes Aergerniß zu vermeiden, so daß der alte Friedrich, der seit dem Tode des Majors in Wildenhahn's Diensten stand, gänzlich an ihm irre wurde und all' die bekannten Gerüchte in seiner Kraftsprache für ganz gemeine hundsföttische Lügen und niederträchtige Verleumdungen erklärte.

Diese Umwandlung konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben und bot den alten Freunden, und besonders den Gefährten seiner bisherigen Extravaganzen, einen reichen Stoff zu allerlei Neckereien und herausfordernden Scherzen.

Als er wieder einmal zeitiger als sonst den Klub verlassen wollte, um der Majorin seinen Besuch abzustatten, und deshalb

vom Spieltisch plötzlich aufstand, konnte der ihm sonst befreundete Regiments-Adjutant, Graf von Siegen, der bedeutend an den Oberst verloren hatte, seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken.

„Zum Teufel, lieber Wildenhahn,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln, „Sie sind mir heut noch Revanche schuldig.“

„Thut mir leid, aber für heut ist es mir unmöglich; morgen stehe ich Ihnen mit Vergnügen zu Diensten.“

„Gewiß ein Rendezvous, eine neue Flamme, die Sie in Anspruch nimmt.“

„Sie irren sich; ich mache nur einen Besuch —“

„Bei der Majorin von Welden,“ scherzte der Adjutant in vertraulichem Tone, „lassen Sie die fromme Betschwester warten. Das ist doch keine Gesellschaft für Sie.“

„Ich muß Sie schon ersuchen,“ versetzte der Oberst mit ungewohntem Ernst, „die Wahl meiner Gesellschaft mir zu überlassen. Außerdem empfehle ich Ihnen, wenn Sie von einer so achtungswerthen Dame in meiner Gegenwart sprechen, Ihre Ausdrücke besser zu wählen.“

„Nichts für ungut, Herr Oberst! Ich habe allen Respekt für die Frau Majorin und wollte sie durchaus nicht beleidigen; um so weniger, da sie die Mutter eines allerliebsten Backfisches ist, der mich selbst bekehren könnte.“

„Herr Adjutant!“ rief der Oberst laut, während ein Blitzstrahl vernichtend aus seinen Augen schoß. „Vergessen Sie nicht, daß ich der Vormund dieser jungen Dame bin. Ich rathe Ihnen deshalb, Ihren Witz zu sparen, denn es giebt Dinge und Personen, über die ich keinen Scherz dulde, auch nicht die leiseste Anspielung ertrage. Hoffentlich werden Sie mich verstanden haben und mich der Nothwendigkeit überheben, einem guten Freunde eine für mich und ihn gleich traurige Lektion im guten Ton zu geben.“

Diese mit eisiger Kälte und Ruhe gesprochenen Worte übten eine wahrhaft erstarrende Wirkung auf die ausgelassene Gesellschaft.

Der übermüthige Graf erbleichte sichtbar, trotzdem es ihm nicht an Muth gebrach; aber die hochaufgerichtete Gestalt Wildenhahn's und das plötzlich verfinsterte Gesicht, die dunkel gerötheten Wangen, die blitzenden Augen und die geschwollene Zornader durften selbst den Tapfersten erschrecken.

Mit imponirender Würde, die er unerwartet anzunehmen wußte, schritt er militairisch grüßend durch die bestürzte Gesellschaft, die noch einige Zeit durch ihr tiefes Schweigen unbewußt die geistige Ueberlegenheit dieses Mannes anerkannte und ihr huldigte.

Erst nach einer längeren Pause wagte der Adjutant die unheimliche, auf Allen lastende Stille zu unterbrechen, indem er seine Indiskretion so gut als möglich zu rechtfertigen suchte.

„Ich begreife nicht," sagte er entschuldigend, „warum der Oberst einen Scherz so übel nehmen konnte. Ich habe wirklich nicht daran gedacht, die kleine Welden, die mir selbst ausnehmend gefällt, zu beleidigen."

„Ja," versetzte der Rittmeister Baumbach, „mit Wildenhahn ist nicht zu spaßen. Ich kenne ihn bereits länger als dreißig Jahre, aber so wie heute habe ich ihn nur noch ein einziges Mal gesehen, an dem Abend, wo er mit dem armen Falkenhain das unglückliche Rencontre hatte; das war heut ganz derselbe tödtliche Blick — am nächsten Morgen war der gute Junge eine Leiche, obgleich Beide sonst die besten Freunde waren."

„Ich habe von dem Duell gehört," bemerkte der Adjutant, „doch die näheren Umstände niemals erfahren können."

„Es ist eine traurige Geschichte, von der man nicht gern redet," erwiederte der Rittmeister. „Ich weiß zwar mehr davon, als Andere, da ich damals dem armen Falkenhain als Zeuge diente, aber man thut besser, darüber zu schweigen."

„Erzählen Sie doch! Die Sache interessirt mich lebhaft, wie Sie sich wohl denken können."

„Besser, daß davon nicht gesprochen wird," versetzte der Ritt-

meister ausweichend. „Ich glaube, daß Wildenhahn nicht daran erinnert werden will und es mir verdenken würde, wenn er erführe —"

„Bah! Wir sind hier ganz unter uns und wir Alle geben Ihnen unser Wort, daß wir über die Affaire schweigen wollen."

„Na, meinetwegen," versetzte der geschwätzige Rittmeister. „Aus dem Spiele wird heute ohnehin nichts mehr, dazu haben wir wohl Alle jetzt die Lust verloren. Mir wenigstens ist der Appetit vergangen."

Die Herren rückten näher und zündeten eine frische Cigarre an, während der Rittmeister einen kräftigen Zug aus dem vor ihm stehenden Glase that und sich den feuchten Schnurrbart strich.

„Es werden jetzt drei- oder vierundzwanzig Jahre sein," erzählte er, „daß die Geschichte passirt ist. Unser Regiment hatte die neue Garnison bezogen und sich behaglich eingerichtet. Die Bürger thaten, was sie uns an den Augen absehen konnten, weil wir das Geld nicht sparten und ihnen zu verdienen gaben. Die Frauen waren liebenswürdig, die Mädchen artig; alle Welt mit uns und wir mit aller Welt zufrieden. Ein Fest drängte das andere, Bälle, Schlittenfahrten mit Fackeln und Caroussel, kurz, es war ein frisches, fröhliches Leben. Jeder Soldat hatte seinen Schatz und jeder Offizier seine Liebschaft."

„Auch die Verheiratheten?" fragte ein junger Lieutenant unter dem Gelächter der Anwesenden.

„Ich will nichts gesagt haben," schmunzelte der Rittmeister, „aber es war eine Heidenwirthschaft und Wildenhahn der Tollste von uns Allen. Auch der Falkenhain, damals sein bester Freund, gab ihm nichts nach, bis er die Bekanntschaft seiner Frau machte. Sie war ein bildschönes Weib; er liebte sie zum Rasendwerden und war eifersüchtig wie der Mohr von Genua."

„Wie der Mohr von Venedig," verbesserte der Adjutant den eben nicht allzu belesenen Rittmeister.

„Meinetwegen! Ein Teufel ist schwarz wie der andere.

Falkenhain war ein wahrer Othello und hütete sein junges Weibchen wie seinen Augapfel, trotzdem er sie den Andern zum Muster aufstellte und kein Ende wußte, wenn er auf ihre Tugend zu sprechen kam. Das verdroß wohl den Oberst, der aus Erfahrung so wenig an die Tugend eines Weibes, als an die Wunder der Bibel glaubte. Er machte sich ein Vergnügen daraus, den gläubigen Freund zu necken, und beide stritten sich bald im Ernst, bald im Scherz über die Fehler und Vorzüge des weiblichen Geschlechts herum, wobei sich Falkenhain hoch und theuer für die Unschuld seiner Frau verbürgte."

„Sie wird wohl auch nicht besser als die Uebrigen gewesen sein," bemerkte der Sekonde-Lieutenant.

„Sie war oder schien wenigstens eine Heilige und sah so aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte; so eine von der stillen Sorte, die immer die Augen niederschlagen, und wenn sie lachen, kaum den Mund verziehen. Sie konnte oder wollte keinem Manne in's Gesicht sehen, und der tolle Wildenhahn war ihr gar zuwider, woraus sie ihm auch gar kein Hehl machte. Je mehr er sich ihr näherte, desto mehr zog sie sich von ihm zurück, und wenn er ihr den Hof machte, gab sie ihm deutlich zu verstehen, daß sie ihn nicht leiden mochte. Ihre Sprödigkeit war aber ganz dazu angethan, einen Mann wie Wildenhahn zu reizen und immer mehr zu entflammen. Er ließ sich auch keineswegs abschrecken und ward nur um so begieriger, ihren Widerstand zu besiegen, obgleich er gewiß nicht daran dachte, den armen Falkenhain, dem er von Herzen zugethan war, zu betrügen. Wie ich ihn kenne, war es ihm nur darum zu thun, dem allzu vertrauensvollen Freunde eine Lehre zu geben und seine bekannten Ansichten über die Weiber aufrecht zu halten."

„Das sieht ihm wohl ähnlich," versetzte der Adjutant, „denn selbst der ärgste Feind wird dem Oberst keine unehrenhafte Handlung oder gar einen Verrath der Freundschaft zutrauen. Ich kann

mir schon denken, wie sich die Geschichte weiter zugetragen hat, doch erzählen Sie nur, lieber Rittmeister.“

„Es war auf einem großen Ball, den das Regiment im nächsten Winter veranstaltete; alle Honoratioren der Stadt und der ganze Adel der Umgegend waren dazu eingeladen. Die Damen zeigten ihren höchsten Staat und suchten einander in den neuesten Moden auszustechen. Damals waren aber erst die Kamelien aufgekommen und eine große Rarität, während jetzt jede reiche Schlächterfrau ein solches Bouquet, so groß wie ein Wagenrad trägt. Frau von Falkenhain schwärmte für die seltenen Blumen, die gerade nicht nach meinem Geschmack sind, weil sie so kalt wie ein Eiszapfen aussehen und nicht einmal riechen. Aber de gustibus non est disputantibus —“

„Disputandum, Herr von Baumbach,“ korrigirte wieder der gelehrte Adjutant.

„Wird wohl auf Eins herauskommen,“ brummte der Rittmeister verdrießlich, „und wenn Sie mich ewig unterbrechen, vergesse ich, wo ich stehen geblieben bin.“

„Bei den Kamelien der Frau von Falkenhain.“

„Richtig! Sie brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und der verliebte Mann suchte ihn sogleich zu erfüllen, wenn es ihm auch noch so schwer fiel. Er wäre, glaube ich, selbst auf einer Leiter zum Himmel hinaufgeklettert, wenn sie nach einem Stern Verlangen getragen hätte. Weit und breit waren damals keine Kamelien zu finden, aber Falkenhain scheute weder Geld noch Mühe; er ließ ihr einen Kranz und ein Bouquet aus der Residenz kommen und bezahlte eine jede Blume mit einem Goldstück. Dafür genoß auch seine Frau den Triumph, die Einzige zu sein, welche Kamelien und noch dazu weiße trug. Keine andere Dame oder gar ein Herr in dem ganzen Saale konnte eine solche Rarität aufweisen. Das war aber ein wahres Unglück für den armen Falkenhain.“

„Wie so ein Unglück?“ fragte der junge Lieutenant.

„Das sollen Sie bald hören. Auf dem Ball war natürlich auch der tolle Wildenhahn, der nirgends fehlen durfte, wo es lustig herging. Damals war er noch um zwanzig Jahre jünger, ein wahrer Antonius —“

„Antinous, lieber Rittmeister!“ verbesserte schon wieder der Adjutant.

„Der Henker hole Ihr Latein! Ich will mich lieber deutsch ausdrücken und nur sagen, daß der Oberst ein Mordskerl, ein wahrer Schwerenöther war, dem so leicht keine Frau widerstehen konnte, wenn er es einmal darauf anlegte, sie zu erobern. Er tanzte wie ein Gott und am meisten mit der Frau von Falkenhain, die ihn sonst nicht leiden konnte. Sie sah ihn auf dem Ball auch nur so von der Seite an und sprach mit ihm, als ob sie jedes Wort reute. Aber er ließ sich nicht abschrecken und machte ihr den Hof, indem er seine ganze unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entfaltete. Er hatte es an diesem Abend darauf angelegt, ihr zu gefallen, und was einmal der Wildenhahn sich vornahm, das wußte er auch durchzusetzen. Zuletzt schien auch sie an seiner Unterhaltung Vergnügen zu finden, und im Cotillon waren sie bereits die besten Freunde, lachten und scherzten, daß wir uns Alle darüber wunderten und der arme Falkenhain etwas eifersüchtig wurde. Wir merkten seine Schwäche und neckten ihn, was ihn noch mehr aufbrachte. Er nahm sich aber zusammen, that, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, aber innerlich boste er sich um so mehr.“

„Ja, ja!“ bemerkte der Sekonde-Lieutenant, „die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“

„In der Pause,“ fuhr der Rittmeister fort, „saßen wir gemüthlich um den Tisch, ohne zu ahnen, was mit Falkenhain vorging, der sich eine Flasche Ungarwein geben ließ und ein Glas nach dem andern hinunterstürzte, um seinen Aerger zu ertränken. Unglücklicherweise trat der Oberst jetzt an ihn heran und redete ihn freundlich an. Plötzlich fuhr Falkenhain von seinem Stuhle

auf, als ob ihn eine Natter gestochen hätte. Er hatte nämlich so gut wie wir in dem Knopfloch Wildenhahn's eine weiße Kamelie gesehen. Bleich wie die Blume selbst, die all' sein Blut zu Eis erstarren ließ, fragte er den Oberst: Wie kommst Du zu der weißen Kamelie? — Was kümmert das Dich? antwortete dieser lächelnd. — Ich will und muß es wissen. — Und ich werde es Dir nicht sagen. — O! ich werde Dich zwingen. — Versuch' es. — Du hast sie von einer Dame erhalten. — Ich bitte Dich, ennuyire mich nicht länger mit Deinen Fragen, entgegnete Wildenhahn ungeduldig. — Wenn Du sie nicht bekommen hast, so hast Du sie gestohlen, um damit zu prahlen. — Falkenhain! besinne Dich! mahnte der Oberst; ich darf eine solche Beschuldigung nicht dulden. — Und ich sage, daß Du schlimmer als ein Dieb, ein gemeiner Lügner, ein nichtswürdiger Verräther bist. Zugleich wollte sich der Rasende auf den Oberst stürzen, was wir Uebrigen nur mit Gewalt verhindern konnten. Wildenhahn sprach kein Wort, aber in seinen Augen lag der Tod. Am nächsten Morgen schickte er seinen Sekundanten zu Falkenhain, und trotzdem wir uns alle Mühe gaben, die alten Freunde zu versöhnen, fand das Duell statt."

„Und der arme Falkenhain mußte daran glauben," sagte der Adjutant mit einem leisen Schauer.

„Ich werde, so lange ich lebe, den Tag nicht vergessen. Der Oberst hatte als Beleidigter den ersten Schuß; kein Blick, kein Wort, nicht die leiseste Bewegung verrieth seine Gedanken. Als ich das erste Zeichen gab, nahm er die angebrannte Cigarre aus dem Munde, warf sie auf den Boden und erhob seine Pistole. Er stand wie eine Statue da, ruhig, regungslos, nur seine Augen leuchteten unheimlich wie Phosphorglanz. Bei dem Rufe „Drei" fiel sein Schuß und Falkenhain schwankte rückwärts und sank auf den grünen Rasen, der sich mit seinem rothen Blute färbte. Die Kugel hatte seine Brust durchbohrt, aber er lebte noch, und wenn auch zu Tode verwundet, flüsterte er einige

Worte dem Oberst in's Ohr, der sich zu ihm niedergebeugt hatte. Dieser wurde so bleich wie der Sterbende selbst, und ich weiß nicht, wer von Beiden eine größere Qual empfunden hat. Unwillkürlich mußte ich an Kain denken, der seinen Bruder Abel erschlug und unstät umherirren mußte. Zwei Tage später starb der arme Falkenhain, dessen Name nicht in Gegenwart Wildenhahn's genannt werden darf."

„Und die unglückselige Frau?" fragte der Adjutant.

„Sie hatte gleich nach dem traurigen Duell die Stadt verlassen und ist verschollen. Wie man sich erzählt, soll sie im tiefsten Elend gestorben sein. Auf dem Herzen der Todten fand man nach der Sage eine welke weiße Kamelie."

Während die Freunde im Klub sich in solcher Weise über die Vergangenheit des Obersten unterhielten, saß er an dem Tisch der Majorin mit einer früher nie gekannten Behaglichkeit, indem er vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben die Freuden der gemüthlichen Häuslichkeit kennen lernte.

Da die Mutter zu leidend war, hatte Martha ihr Amt übernommen; sie bereitete den Thee in dem summenden Kessel und präsentirte ihm die erste Tasse mit der Anmuth einer jungen Hebe. Seinem Kennerauge konnte nicht die zunehmende Schönheit des Mädchens, ihre überraschende körperliche und geistige Entfaltung entgehen; mit Bewunderung verfolgte er ihre graziösen Bewegungen, bemerkte er die Feinheit ihrer Züge, die jungfräulichen Reize der schlanken, ebenmäßigen Formen, welche durch eine liebliche Fülle die beginnende Reife verriethen.

Der sinnige Ausdruck ihres Gesichts, der seelenvolle, träumerische Blick verkündete dem erfahrenen Frauenkenner das erste Erwachen des jungen Herzens und steigerte nur noch sein Interesse an der holden Erscheinung. Nie zuvor war ihm diese Ver-

änderung so aufgefallen, als an diesem Abend, wobei wohl seine durch den vorangegangenen Zwist im Klub aufgeregte Stimmung den größten Antheil haben mochte.

Es war ihm, als hätte sich ein Wunder zugetragen, als wäre über Nacht die verschlossene Knospe zu einer Zauberblume aufgeblüht, deren Duft und Schönheit ihn berauschte, als hätte ihn ein nie zuvor erblickter Stern mit seinem Glanz geblendet.

Diese plötzliche Entdeckung übte eine eigenthümliche Wirkung auf den sonst so kalten und kühnen Lebemann. Die unerklärliche Macht der reinen Jungfräulichkeit ergriff auch ihn mit unwiderstehlicher Gewalt und erfüllte ihn mit ungewohnter Scheu, daß er nicht in dem alten Ton mit ihr zu sprechen und zu scherzen wagte. Erst als Martha wegen einer häuslichen Besorgung das Zimmer auf kurze Zeit verließ, vermochte er sich zu fassen und sein Erstaunen über die unerwartete Veränderung der Majorin gegenüber auszudrücken.

„Wissen Sie auch," sagte er, dem reizenden Mädchen nachblickend, bis sie durch die Thür verschwand, „daß unsere Martha mich überrascht hat; sie ist über Nacht eine junge Dame geworden."

„Mir geht es nicht besser, als Ihnen. Das Kind ist mir unbemerkt über den Kopf gewachsen. Seit ihrer Einsegnung hat sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt."

„Und wie schön ist sie geworden! In der That, ich habe seit langer Zeit keine ähnliche Erscheinung gesehen, so anmuthig und bezaubernd, daß ihr jedes Herz zufliegen muß. Wenn sie so weiter fortschreitet, wird es ihr nicht an begeisterten Verehrern fehlen."

„Wo denken Sie hin, lieber Oberst! Martha ist ja noch ein wahres Kind."

„Ein Engel des Himmels. Glücklich der Mann, dem sie einst angehören wird!"

„Der Fall wird wohl schwerlich eintreten," versetzte die Majorin mit einem Seufzer. „Sie kennen die Welt genügend,

um zu wissen, daß meine Tochter wenig oder gar keine Aussicht hat, eine angemessene Partie zu machen. Die meisten Männer denken in diesem Punkte anders, als mein guter Welden, der nicht erst nach meiner Mitgift fragte. Martha besitzt kein Vermögen, und Sie werden es nur begreiflich finden, daß ich um so besorgter für ihre Zukunft bin, je mehr sie heranwächst."

„Sie vergessen, daß Ihnen ein Freund zur Seite steht, daß Welden mir das Schicksal seiner Kinder anvertraut hat, daß ich ihm versprochen habe, an Martha Vaterstelle zu vertreten."

„Und Sie haben Ihr Versprechen in einer Weise gehalten, daß wir Ihnen niemals genug danken können. Ihrer Großmuth allein —"

„Sprechen Sie nicht mehr davon, oder Sie werden mich noch ernstlich böse machen."

„Um so weniger dürfen wir ein neues Opfer von Ihnen annehmen, das noch dazu mit den größten Inkonveniențen für uns Alle verbunden sein würde. Leider weiß ich es nur zu gewiß, daß meine Tage gezählt sind, daß ich schwerlich das Glück erleben werde, meine Tochter an der Seite eines würdigen Mannes versorgt zu sehen. Was soll aus dem armen Kinde werden? Wo soll Martha eine Zuflucht suchen, wohin sich wenden, wenn ich nicht mehr bin?"

„Mein Haus wird ihr zu jeder Zeit offen stehen; ich werde sie aufnehmen und beschützen, wie mein eigenes Kind," erwiderte der Oberst mit ungewohnter Wärme.

„Daran habe ich nie gezweifelt," versetzte die Majorin, indem sie mit sichtlicher Befangenheit hinzusetzte: „aber Sie selbst werden einsehen, daß Martha unmöglich in Ihrem Hause verweilen, unter Ihrem Schutze leben kann. Sie sind unverheirathet und —"

„Ich heiße der tolle Wildenhahn," ergänzte der Oberst die stockende Rede. „Ich gelte für einen notorischen Roué, Mädchenjäger, Spieler, Trinker und unverbesserlichen Taugenichts."

„Nein, nein! Ich kenne Sie besser, und mein guter Welden

hat mich gelehrt, den Kern von der Schale zu unterscheiden. Ich habe seine Freundschaft, seine Achtung für Sie geerbt."

„Wofür ich Ihnen im höchsten Grade dankbar bin," erwiderte der Oberst, indem er die abgezehrte Hand küßte. „Aber Sie stehen mit Ihren günstigen Ansichten von meinem Charakter allein; Ihre frommen Freunde, vor Allen der würdige Herr Pastor, schreien Zeter über den verlorenen Sünder und sehen in mir den brüllenden Löwen, der herumgeht, um die unschuldigen Lämmer zu verschlingen. Alle Heiligen im Lande würden sich mit verdrehten Augen bekreuzen, wenn Martha unter meinem Dache ein Asyl suchen sollte, obgleich kein Einziger von der ganzen Heuchlerzunft nur die Hand ausstrecken würde, um ihr ein Stück Brod oder einen frischen Trunk zu reichen."

„Vergeben Sie, mein edler Freund!" bat die Majorin, den Aufgeregten beschwichtigend, „wenn ich Sie wider Willen gekränkt habe. Aber selbst der beste Mann, wenn er auch den vorzüglichsten Ruf genießt, kann, so lange er unverheirathet ist, nicht ein Mädchen in sein Haus aufnehmen, ohne die Verläumdung herauszufordern."

„Wenn es weiter nichts ist, so werde ich mich verheirathen," erwiderte der Oberst in einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob er im Ernst oder Scherz redete.

„Das kann doch nur Ihr Spott sein," versetzte die Majorin mit ungläubigem Lächeln.

„Wenn es kein anderes Mittel giebt, die Zukunft Martha's zu sichern, so will ich ihr auch dieses Opfer bringen."

„Man soll nicht mit so heiligen Dingen, wie die Ehe, seinen Scherz treiben," mahnte die Majorin.

„Wer sagt Ihnen, daß ich scherze?" entgegnete der Oberst in einem Tone, der einen plötzlichen energischen Entschluß verrieth.

Betroffen von dieser unerwarteten Wendung des Gesprächs schwieg die Majorin, während Wildenhahn in ein tiefes Nachdenken versank, das durch die Wiederkehr Martha's unterbrochen

wurde. Vor ihren sonnigen Blicken, ihrem kindlich heitern Lächeln schwanden die finsteren Schatten der sich Beiden unwillkürlich aufdrängenden Gedanken und Erinnerungen, wie Wolken vor dem belebenden Hauch des frischen Morgenwindes.

Bald gewann auch der Oberst wieder seine frühere Heiterkeit und, wie dies gewöhnlich bei solchen sanguinisch leidenschaftlichen Naturen zu geschehen pflegt, überbot er sich im Verlaufe des Abends an hinreißender Liebenswürdigkeit, als wollte er sich selbst betäuben.

Niemals war seine Unterhaltung brillanter, sein Witz glänzender gewesen, ohne auch nur im Geringsten das zarte Gefühl der Frauen zu verletzen. Er hätte in der Gesellschaft einer Staël oder Recamier nicht mehr Geist, in dem Salon einer Fürstin nicht mehr rücksichtsvolle Feinheit mit ehrfurchtsvoller Galanterie zeigen können.

Als er endlich aus Rücksicht auf die leidende Gesundheit der Majorin Abschied nahm, ließ er beide Frauen voll Bewunderung zurück.

„Welch' ein Mann!“ rief die Mutter unwillkürlich aus, indem sie sich mit Hülfe der sorgsamen Tochter auskleidete, um sich zu Bett zu begeben. „Wie Schade, daß er keine Frau gefunden hat, die ihn verstanden! Er wäre glücklicher geworden, als er sich jetzt zu fühlen scheint. Ich bedauere ihn von ganzem Herzen.“

„Und warum sollte Onkel Wildenhahn nicht glücklich sein?“ fragte Martha voll zärtlicher Theilnahme.

„Weil ihm der innere Friede fehlt, den nur eine glückliche Häuslichkeit, eine geliebte Frau, eine zärtliche Familie dem Mann gewähren kann. Je älter er wird, desto einsamer und verlassener muß er sich fühlen.“

„Aber ich sollte doch glauben, daß es dem Onkel gar nicht schwer fallen kann, eine Frau zu finden. Er ist so gut, so liebenswürdig, so geistvoll, daß ich seine Gesellschaft der jedes

anderen Mannes vorziehe. Ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, ihn zu heirathen, wenn ich wüßte, daß er dadurch glücklich werden könnte."

„Das kann doch nicht Dein Ernst sein," versetzte die Majorin überrascht. „Bedenke nur den Unterschied der Jahre —"

„O! ich finde gar nicht, daß Onkel Wildenhahn so alt aussieht. Papa war ja auch nicht mehr so jung, als er Dich nahm, und Du hast es doch nie bereut. Ich möchte überhaupt keinen so jungen Mann heirathen; ich habe weit mehr Vertrauen zu einem älteren Herrn, noch dazu, wenn ich ihn so genau kenne, wie den Onkel, dem wir außerdem zu so großem Dank verpflichtet sind."

„Du könntest Dich wirklich entschließen, ein so großes Opfer zu bringen?" fragte die besorgte Mutter, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend.

„O, ich bin zu jedem Opfer bereit," entgegnete Martha mit dem schwärmerischen Enthusiasmus der Jugend. „Täglich bete ich auf meinen Knieen zu Gott, daß er mir doch gestatten möge, mein Blut, mein Leben für meine Lieben oder für einen großen, heiligen Gedanken hinzugeben. Was könnte ich Besseres thun, als unsern Freund, unsern Wohlthäter glücklich machen, noch dazu, wenn Dir, gute Mama, damit ein Gefallen geschieht."

„Gott segne Dich, mein Kind!" sagte gerührt die Majorin, indem sie ihre Hände auf das Haupt Martha's legte. „Jetzt aber ist es Zeit, daß wir Beide zu Bett gehen."

Aber die besorgte, zärtliche Mutter fühlte sich zu aufgeregt, um einschlafen zu können. Der einmal in ihr erwachte Gedanke beschäftigte sie so sehr, daß sie nicht die erwünschte Ruhe finden konnte.

Mit weiblichem Scharfblick hatte sie in Wildenhahn's Herz einen tiefen Blick gethan; seine Ueberraschung, sein ungewohntes Benehmen ließen sie nicht länger zweifeln, daß Martha's Schönheit einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht. Die

glühenden Blicke, womit er das holde Kind verfolgte, die seltsamen und doch so wohlgemeinten Worte bestärkten sie noch mehr in ihrem Glauben.

Diese Entdeckung schmeichelte eben so sehr ihrer mütterlichen Eitelkeit, wie sie ihre Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder beschwichtigte. Trotzdem stiegen mancherlei gerechte Bedenken in ihrer Seele auf, vor Allem die Ungleichheit des Alters, der notorisch üble Ruf des Obersten und seine religiöse Ungläubigkeit.

Aber sie selbst hatte ihre Hand einem weit älteren Manne gereicht und mit ihm in der glücklichsten Ehe gelebt. Wildenhahn's offenkundige Schwäche und Verirrungen beurtheilte sie mit der Milde des Frauenherzens, mit den Augen der Freundschaft, welche sie von ihrem verstorbenen Gatten für ihn geerbt. Selbst seine Ungläubigkeit verzieh sie ihm trotz ihrer eigenen Frömmigkeit, ja sie fand darin nur noch einen Grund mehr, der zu seinen Gunsten sprach, da sie aus eigener Erfahrung wußte, wie viel in dieser Beziehung eine liebende und geliebte Frau über ihren Mann vermag. Auch der gute Welden hatte eine stürmische Jugend hinter sich, als er sich um sie bewarb; auch seine religiösen Ansichten grenzten an Indifferentismus, an völlige Gleichgültigkeit, bis sie den schlummernden Keim in seiner Seele weckte und mit Hilfe des Pastor Lorenzen eine Umwandlung in ihm bewirkte.

Was ihr, der schwachen und keineswegs durch äußere Schönheit oder hervorragenden Geist bevorzugten Frau, gelungen war, mußte in noch weit höherem Grade ihrer reich begabten Tochter gelingen. Welch' eine Aufgabe, einen solchen Mann wie Wildenhahn von dem Untergange zu retten und für ein neues, schöneres Leben zu gewinnen!

So verbanden sich mütterliche Besorgnisse mit der innigsten Dankbarkeit, irdische Berechnungen mit religiöser Schwärmerei in der Seele der armen, guten Frau, um das Glück einer zärtlich geliebten Tochter einer mehr als gefährlichen Probe auszusetzen.

Aber auch Martha's schöne Augen floh heute der Schlummer,

und ihr Lockenkopf warf sich ungeduldig hin und her auf dem weichen Kissen, von allerlei seltsamen Gedanken und Empfindungen bestürmt.

Die große, wichtige Frage des Frauenschicksals beschäftigte ihren Geist. Das Wesen der Ehe, diese innige Gemeinschaft mit einem Mann, von dem ihre Mutter so eben mit ihr gesprochen hatte, regte ihre Phantasie auf, obgleich kein unreiner Gedanke ihre Seele trübte. Mit der Naivetät eines Kindes sann sie über das geheimnißvolle Mysterium der Gattenliebe nach. In ihrer Unschuld verwechselte sie die Zärtlichkeit der Tochter, die sie für „Onkel Wildenhahn“ hegte, mit der wahren Liebe des Weibes, mit jener zwingenden Naturgewalt, welche die getrennten Geschlechter unwiderstehlich zu einander zieht und beherrscht.

Sie selbst ahnte nicht, daß ihr Herz bereits gesprochen, daß ihr keine Wahl mehr übrig blieb, daß sie in der Tiefe ihrer Brust das Bild des Geliebten barg. Wenn sie auch in diesem Augenblick unwillkürlich an den theuren Lehrer mit Sehnsucht dachte, blieb sie doch über ihre eigenen Gefühle gegen ihn sich vollkommen unklar.

Sie sah nur zu ihm empor wie zu einem unerreichbaren Ideal, wie zu jenen hohen und überirdischen Erscheinungen, welche wir durch allzu nahe Berührung zu entweihen, zu erniedrigen fürchten. So oft sein Bild vor ihre Seele trat, erblickte sie ihn unter der Gestalt des ihm verwandten Apostels, gleichsam von einem Heiligenschein umgeben und mit einer himmlischen Glorie geschmückt.

Ihre Liebe borgte noch die Form der Anbetung, der höchsten Verehrung, sie erschien als eine Art Gottesdienst, als ein Kultus des Genius, während Martha selbst einer frommen Priesterin voll schwärmerischer Andacht und enthusiastischer Frömmigkeit glich.

Diese Täuschung mußte nur noch durch die gleiche Empfindung des Kandidaten unterhalten werden, der seinerseits in Martha eine Heilige erblickte, deren Herzensreinheit und Seelenunschuld

ihn mit frommer Scheu erfüllte und seine natürliche Schüchternheit nur noch steigerte. Seine Liebe, deren er sich allerdings mehr als sie schon bewußt war, trug denselben Stempel des selbstlosen Enthusiasmus.

Kein unlauterer Wunsch, kein irdisches Begehren mischte sich in die stille und doch so mächtige Neigung, welche die beiden jungen Herzen erfüllte. Jenem bedeutungsvollen Abend in dem Zimmer des Kandidaten war kein Geständniß, keine neue und innigere Annäherung gefolgt, obgleich sie sich seitdem öfters und zuweilen allein gesehen hatten. Es war, als ob die Erinnerung an jene heilige Stunde ihnen für das ganze Leben genügte, als wenn sie sich scheuten, durch ein lautes Wort, durch eine noch so leise Andeutung das Geheimniß dieser noch unschuldigen Liebe zu verrathen, den himmlischen Zauber zu zerstören.

Die wahre Liebe birgt sich wie das fruchtbare Samenkorn in der Tiefe der Seele und keimt ungesehen und ungestört im Stillen fort, unter der schützenden Decke bewahrt vor der Kälte der Außenwelt, vor der verzehrenden Glut der Leidenschaft, vor den neugierigen Blicken der Menge. So wächst sie unbewußt und ungeahnt im Verborgenen, bis sie plötzlich zum Licht emporbringt, sich immer herrlicher und kräftiger entfaltet als die schönste Blüthe, als die herrlichste Frucht an dem Baum des Lebens.

So war die Liebe Martha's ihr selbst ein heiliges Geheimniß, ein verborgenes Mysterium, mehr Traum als Wirklichkeit, mehr Ahnung als Erfüllung, ein Samenkorn im stillen Grunde, eine Perle im verschlossenen Muschelschooß.

Dennoch überfiel sie eine unwillkürliche Bangigkeit, wenn sie an das Opfer dachte, das sie dem Freunde ihrer Eltern, dem Wohlthäter ihrer Familie bringen wollte. Es war nicht der Unterschied der Jahre, nicht die leisen Andeutungen über die Extravaganzen des tollen Wildenhahn, welche selbst die Majorin nur vorsichtig berührte, sondern ein anderes, ungekanntes Gefühl, das sich dagegen sträubte.

Instinktmäßig warnte sie eine innere Stimme vor dem unbewußten Verrath an dem eigenen Herzen, vor der Gefahr, die sie selbst über sich und ihre Liebe heraufbeschwor. Wie leises Wetterleuchten das heraufziehende Gewitter, wie die rauschende Welle den nahen Sturm, so verkündete die fliegende Glut und das laute Pochen ihres Herzens, die innere Unruhe und Schlaflosigkeit den bevorstehenden Kampf, das Erwachen der noch verborgenen Leidenschaft.

Erst spät nach Mitternacht verfiel Martha in einen unruhigen Schlummer, aber selbst im Schlaf verfolgten sie noch die beängstigenden Gedanken. Ein banger Traum umschwebte ihren Geist und schreckte sie mit warnenden Bildern und nächtigen Phantasieen. Sie selbst war das arme, unschuldige Kind des mittelalterlichen Dichters, das sein Leben, sein Herzblut für den kranken, aussätzigen Herrn nach der Sage opfern wollte, um ihn vor dem sichern Tode zu retten.

Der kranke Ritter des Gedichts trug aber die Züge Wildenhahn's, seine hohe Gestalt war von Leiden gebeugt, sein Gesicht gealtert, entstellt von den Spuren der schrecklichen Krankheit; mit bleichen, eingefallenen Wangen, vertrockneten Lippen, und die Augen wild und unheimlich auf sie gerichtet.

Ein Schauer durchrieselte sie, als der Arzt mit dem scharfen Messer und der silbernen Schale in der Hand sich im Traum ihr näherte, um das heilkräftige Blut der reinen Jungfrau aufzufangen, durch dessen Zauberkraft der alte Herr von seinem Aussatz genesen sollte.

Krampfhaft zog sich ihr Herz zusammen, als sie in dem Mann, der ihr Leben forderte, den geliebten Lehrer erkannte. Sie wollte aufschreien, aber die Kehle war ihr zusammengeschnürt wie mit festem Bande, und eine Zentnerlast preßte ihre Brust zusammen.

Er achtete nicht auf den flehenden Blick, nicht auf ihre verzweiflungsvolle Angst; unbarmherzig zückte er den blinkenden

Stahl nach dem jungen Herzen, aus dem ein rother Blutstrahl emporschoß.

Mit einem lauten Aufschrei erwachte Martha und sprang von ihrem Lager auf. Erst nach einigen Minuten sammelte sie sich und erkannte die nächtige Täuschung.

„Gott Lob!“ sagte sie mit gefalteten Händen, „daß es nur ein Traum war!“

Unterdeß befand sich auch der Oberst in einem Zustande seltsamer Aufregung, nachdem er den Theetisch der Majorin verlassen hatte: das Bild des reizenden Mädchens verfolgte ihn, als er einsam durch die Straßen schritt, und wich nicht, als er in seine einsame Junggesellenwohnung trat, wo ihn der alte Friedrich erwartete.

„Fräulein Martha läßt Dich grüßen,“ sagte Wildenhahn zu dem treuen Diener, der ihm den Mantel abnahm.

„Ich bedanke mich, Herr Oberst! Sie denkt also noch an mich, das liebe, gute Kind! Ja, sie ist ein wahrer Engel, und wenn ich sie sehe, geht mir das Herz auf und ich werde gleich um zwanzig Jahre jünger.“

Der Oberst lächelte über den Eifer des ehrlichen Burschen, worauf sich dieser ermuntert fand, das Gespräch in demselben enthusiastischen Ton fortzusetzen.

„Seit ihrer Geburt habe ich sie lieb gehabt und auf meinen Armen getragen, auf meinen Knieen geschaukelt. Wenn das Kind mich von Weitem sah, streckte es mir die kleinen, weißen Händchen entgegen und schrie so lange, bis ich es nahm. Ach! es war ein gar zu herziges, liebes Ding, wenn es mich so süß anlachte und an meinem Schnurrbart zupfte, da habe ich oft zu dem seligen Herrn Major ge-

sagt: die Martha wird gewiß keinen andern Mann, als einen Soldaten nehmen."

„Sie ist noch zu jung, um daran zu denken."

„Jung gefreit, hat Niemand gereut, und ein solches Staatsmädchen findet man nicht in der ganzen Garnison zum zweiten Mal wieder. Wenn die durch die Straßen geht, bleiben die Leute stehen nnd sehen ihr nach voll Freude, als wenn sie ihnen etwas geschenkt hätte. Sie ist so schön — wie soll ich nur sagen — ja, wie ein blühender Rosenstock, und dabei so gut, daß sie keiner Fliege, geschweige einem Menschen weh thun könnte. Neulich sah ich, wie sie dem alten Invaliden mit dem Leierkasten ein Zweigroschenstück in die Hand drückte, obgleich sie, wie ich weiß, selbst nichts hat. Wenn ich Stabsofficier wäre, müßte sie meine Frau werden und keine andere auf der Welt."

„Und möchtest Du Dich verheirathen, Friedrich?" fragte der Oberst, augenscheinlich durch das treuherzige Geschwätz des alten Dieners unterhalten.

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Oberst, da würde ich mich keinen Augenblick besinnen, wenn ich solch' ein Prachtstück fände. Aber ein armer Teufel, wie ich, darf freilich nicht daran denken. Bei dem Junggesellenleben kommt nichts Gescheidtes heraus, das können Sie mir glauben. Man hat keine rechte Freude und gedeiht nicht. Als der selige Herr Major sich verheirathete, da sagte er zu mir: ‚jetzt bin ich erst ein ordentlicher Mensch geworden, und als die kleine Martha ihm geboren war, da hätte er mit keinem König getauscht, die Thränen liefen ihm über die Backen und ich weinte aus Vergnügen zur Gesellschaft mit."

„Du bist ein braver Bursche!" rief der Oberst und klopfte ihm auf die breiten Schultern.

„Und als die Kinder erst größer wurden, das war eine Freude und ein Leben im ganzen Hause, daß man darüber selbst zum Kinde wieder wurde. Dagegen kommt es mir hier so still

vor wie auf einem Kirchhof, und ich hab' mich erst daran gewöhnen müssen. Offen gesagt, Herr Oberst, ich kann es nicht begreifen, wie Sie das aushalten; kein Weib, kein Kind, keine Menschenseele, die nach Ihnen fragt und sich um Sie kümmert; keine Hand, die Ihnen zuwinkt, und kein Gesicht, das Sie anlacht. Mir selbst ist dabei ganz kurios zu Muth, und ich begreife jetzt erst, daß Sie lieber im Klub bis in die sinkende Nacht, als in der traurigen Wohnung sitzen."

„Du hast wohl recht, aber was soll, was kann ich thun?"

„Und das fragen Sie mich, Herr Oberst! Sie müssen sich verändern, ja, das müssen Sie. Sie sind ja noch ein schmucker Herr und brauchen nur zu winken. Die jüngsten und schönsten Frauenzimmer werden sich nicht besinnen, wenn es Ihnen Ernst ist. Die Weibsleute sind Alle auf's Heirathen versessen, und wenn ein Oberst oder General kommt und anklopft, da möchte ich wohl sehen, ob Eine „Nein" sagt. Aber sputen müssen sich der Herr Oberst, ehe es zu spät wird. Noch ein paar Jährchen vergehen schnell und dann kommt das böse Alter. Ich denke wohl manchmal daran, wie traurig das sein muß, so allein und verlassen dazustehen, von fremden Händen für Bezahlung sich pflegen zu lassen und keinen Menschen zu haben, der Einem die Augen zudrückt und an unserem Grabe weint."

„Es ist ein trauriges Schicksal, das uns erwartet," versetzte der Oberst und versank in ein tiefes Nachdenken, das der alte Friedrich nicht zu stören wagte.

Die Worte des treuen Dieners fanden einen nur zu lebendigen Widerhall in dem Herzen des Obersten und zauberten das Bild des holden Mädchens mit all' der verlockenden Anmuth vor seine Seele. Martha's Schönheit reizte ebenso sehr seine Sinnlichkeit, wie ihre jungfräuliche Unschuld ihm als ein sicheres Pfand des höchsten Glückes erscheinen mußte.

Je länger er sich mit dem lieblichen Kinde beschäftigte, desto heftiger wuchs seine Begierde nach dem Besitz eines solchen

Schatzes, den ihm ein günstiges Geschick gleichsam in den Schooß geworfen. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um die schönste Frühlingsblüthe zu brechen, die ihm entgegenreifende Frucht zu pflücken.

Hier fand er Alles und noch mehr, als er je geträumt hatte, die Unschuld eines Kindes mit der Liebe eines Weibes, die Zärtlichkeit einer Tochter, die Hingebung und Opferfreudigkeit einer Heiligen, alle Tugenden im verführerischen Gewande der Schönheit und Grazie.

Trotzdem schwankte und zögerte er, den letzten, entscheidenden Schritt zu thun. Zwischen ihm und seinem nahen Glück schwebten und drängten sich die schwarzen Geister der Vergangenheit, welche trotz aller Anstrengungen nicht von ihm weichen wollten.

Es gab Stunden und Tage in dem Leben des tollen Wildenhahn, wo er, wie so manche bevorzugte Naturen, trotz seiner zur Schau getragenen Heiterkeit an den Anwandlungen einer düsteren Melancholie litt und wie in ein finsteres Brüten über die Leere und Nichtigkeit seines Daseins verfiel.

Mitten in der heitersten Unterhaltung verstummte er plötzlich und starrte vor sich nieder, als hätte ihn die Erscheinung eines Gespenstes erschreckt. Dann furchte sich mit einem Mal die sonst so klare Stirn, die feurigen Augen verloren ihren Glanz, und in seinen sonst so energischen Zügen verrieth sich eine vollkommene Abspannung, welche ihn weit älter erscheinen ließ, als er wirklich war.

Dies geschah auch jetzt, nachdem der Diener sich zurückgezogen und ihn allein gelassen hatte. In die gaukelnden Bilder der Gegenwart mischten sich die Erinnerungen an eine stürmische und keineswegs vorwurfsfreie Vergangenheit; zugleich regte sich das schlummernde Gewissen mit seinen ernsten Mahnungen, die bittere Reue mit ihren nagenden Qualen.

„Es ist eine Thorheit,“ sagte er im stillen Selbstgespräch,

„eine Tollheit, nur daran zu denken; für mich gibt es weder Glück noch Friede!“

Heftig war er aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten das matt erleuchtete Zimmer, als wollte er seinen eigenen Gedanken vor sich selbst entfliehen. Die Glut der neuen Leidenschaft verband sich mit den alten, gewaltsam niedergehaltenen Empfindungen zur verzehrenden Flamme. Auf dem dunklen Grunde leuchtete ihm Martha's Schönheit nur um so heller, wie ein Stern in finsterer Nacht dem verirrten Wanderer auf einsam verlorenen Pfaden.

Der jähe Einfall, den er der Majorin gegenüber ausgesprochen, gestaltete sich nach und nach in seiner Seele zum festen Vorsatz, zum energischen Entschluß, den er trotz aller Hindernisse und inneren Kämpfe mit der ihm eigenen Willenskraft verfolgte.

Seine Ansichten und Wünsche auf Martha's Hand fanden bei ihrer Mutter eine bereitwillige Bundesgenossin, da die arme kränkelnde Wittwe so am Besten die Zukunft ihrer Kinder zu sichern glaubte. Je näher sie sich ihrem Ende fühlte, je schwächer sie wurde, desto willkommener erschienen ihr die Bewerbungen des hochgestellten Mannes, dem sie noch dazu verpflichtet war.

Oefter noch als sonst kam der Oberst seit jenem Abend in das Haus der Majorin, und bald sprach die ganze Stadt von seiner bevorstehenden Verlobung mit dem schönen Mädchen wie von einer selbstverständlichen Sache.

Bei dem vertraulichen Verhältniß zwischen ihm und Martha hatte die Letztere kaum eine Ahnung von dem wichtigen Ereignisse, das fast unmerklich für sie herbeigeführt wurde. Die väterliche Zärtlichkeit, die der Oberst ihr stets bewiesen, täuschte sie über seine wahren Gefühle, und sie erwiderte dieselbe mit der ganzen früheren Unbefangenheit und Naivetät eines reinen Gemüthes.

Selbst, als seine Absichten immer deutlicher, seine Wünsche immer dringender wurden, nahm sie keinen Anstand, ihm Gehör

zu schenken. War er doch der bewährte Freund ihrer Eltern, der Wohlthäter ihrer Familie, der gütige Vormund und Onkel Wildenhahn, dem sie mit kindlicher Liebe und aus vollem Herzen zugethan war.

Niemand stand dem unerfahrenen Kinde zur Seite, um es über seine wahren Empfindungen, über die ganze Größe seines Opfers aufzuklären. Die frommen Freunde der Majorin hatten sich nach und nach, als die Besuche des Obersten immer häufiger wurden, zurückgezogen. Der würdige Prediger, zu dem Martha das vollste Vertrauen besaß, vermied jedes Zusammentreffen mit dem tollen Wildenhahn und grollte augenscheinlich, ohne den wahren Grund seines Unmuths zu verrathen. Die einzigen Beziehungen zwischen ihm und der Wittwe seines alten Freundes waren abgebrochen, und nur in der Kirche sah Martha den ihr sonst so zugethanen Geistlichen, der sie kaum noch zu kennen schien.

Aber auch der ihr einst so theure Kandidat war ihr fremd geworden, ohne daß sie sich einer Schuld gegen ihn bewußt war. Wenn sie ihm zufällig begegnete, so ging er rasch mit einem kalten Gruß an ihr vorüber, während sie in seinen treuen Augen einen stillen Vorwurf, in seinen Mienen einen schmerzlichen Ausdruck zu lesen glaubte, den sie sich nicht zu deuten vermochte.

Wohl sann sie betrübt über diese Veränderung nach, aber in der Unschuld ihres Herzens war sie weit entfernt, den wahren Grund seines traurigen Zürnens, seines sichtlichen Vermeidens zu entdecken. Mehr als einmal hatte sie sich vorgenommen, ihn nach der Ursache seines seltsamen und sie verletzenden Benehmens zu fragen, aber eine natürliche Scheu, in die sich ihr jungfräulicher Stolz mischte, hielt sie immer wieder zurück, ihren Vorsatz auszuführen.

So vergingen Tage und Wochen in schwankender Ungewißheit, bis die verhängnißvolle Stunde schlug, wo der Oberst förmlich um ihre Hand anhielt und um ihr Herz warb.

Sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah, als der stattliche Mann in der glänzenden Uniform seines Regiments, die Brust mit den strahlenden, wohlverdienten Orden geschmückt, vor ihr stand und in einer nie zuvor von ihm gehörten Sprache der Leidenschaft, in einem nie gekannten Ernst mit ihr redete.

Die imposante Würde, die er bei solchen Gelegenheiten zu zeigen vermochte, der Ton seiner zugleich gebietenden und zärtlich schmeichelnden Stimme, der Nimbus seiner ganzen männlichen Erscheinung, seine stolze Siegesgewißheit hätten selbst einem reiferen Weibe, geschweige dem jungen, unerfahrenen Mädchen die Wahl schwer gemacht.

Mit dem Ansehen der väterlichen Autorität verband er jene dämonische Gewalt über die Gemüther, der so leicht keine Frau zu widerstehen vermochte, wenn er sie erobern wollte. Er sprach mit hinreißender Beredsamkeit von seiner Neigung, von der Zukunft, die er ihr in den lockendsten Farben malte, von dem Glücke, das er ihr bereiten wollte. Jedes seiner Worte trug den Stempel der Aufrichtigkeit und einer wahrhaft gewinnenden Zartheit, indem er sie ermahnte, nur den Eingebungen ihres eigenen Herzens zu folgen und sich von keiner Rücksicht, von keiner Pflicht der Dankbarkeit bestimmen zu lassen.

Der entscheidende Augenblick war gekommen, und trotz ihrer Jugend fühlte Martha die Bedeutung und den hohen Ernst der Stunde. Ihre Wangen erbleichten, ihre Glieder zitterten, und ihr Herz pochte lauter in der gepreßten Brust. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchzuckte ihre Seele und eine innere Angst warnte sie vor dem verhängnißvollen Schritt. Aber ein Blick auf das bleiche, gespannte Gesicht der kranken Mutter, die Erinnerung an die Großmuth des Obersten, das Andenken an den verstorbenen Vater, dessen bester und treuester Freund er gewesen war, reichten hin, all' die aufsteigenden Bedenken zu verscheuchen, die warnende Stimme einer sich selbst noch nicht bewußten Liebe zu unterdrücken.

Sie war entschlossen, ein Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch fallen mochte, und sie brachte es jetzt mit der vollen Hingebung ihres jungen, schwärmerischen Herzens. Mit diesem Gefühl reichte sie dem älteren Manne ihre Hand, duldete seine feurigen Küsse, seine leidenschaftlichen Umarmungen, zufrieden, um solchen Preis die Ruhe ihrer besorgten Mutter, die Zukunft eines geliebten Bruders und das Glück eines edlen, großmüthigen Mannes zu erkaufen.

Sie wurde die Braut des Obersten, ohne an sich nur zu denken, mit Verleugnung jeder Selbstsucht, mit dem festen Vorsatz, ihn zu lieben und durch die hingebendste Zärtlichkeit seinen Edelmuth zu vergelten. Mit diesem Entschluß war auch die nur einen Augenblick verlorene Ruhe und der stille Friede ihres Herzens zurückgekehrt.

Nur ein Gedanke betrübte und quälte sie, der Gedanke an die fortwährende Entfremdung des würdigen Pastors und seines Sohnes, der nach wie vor zu zürnen schien und Martha's Verlobungsanzeige nur mit einem kühlen, höflichen Glückwunsch erwiderte. Dadurch war die vorhandene Spannung nur noch größer, die trennende Kluft nur noch auffallender geworden. Was hatte sie gethan, um eine solche Kränkung zu verdienen? Als sie ihre Mutter im Vertrauen deshalb befragte, deutete diese auf die ihr aus früherer Zeit bekannte Abneigung zwischen Wildenhahn und dem Prediger. Nichtsdestoweniger fühlte sich Martha schmerzlich berührt von diesen Verhältnissen, und sie glaubte nur der Eingebung ihres Herzens, der Pflicht gegen den von ihr verehrten Seelsorger und Lehrer zu folgen, als sie eines Morgens den würdigen Pastor in seiner Wohnung aufsuchte und sich durch die gute Frau Gumprecht bei ihm anmelden ließ.

Schon der Empfang von Seiten der ihr so freundlich gesinnten Wirthschafterin hätte sie über das Vergebliche dieses annähernden Schrittes belehren können. Mit einer Mischung von

verwundertem Erstaunen und mürrischem Mitleid starrte die Alte Martha an, als diese ihren Wunsch zu erkennen gab.

„Läßt sich das gnädige Fräulein auch wieder einmal bei uns sehen?“ sagte sie in mürrischem Ton. „Früher waren Sie kein so seltener Gast, aber freilich die Zeiten und die Menschen ändern sich. Fräulein Martha sind jetzt eine vornehme Dame geworden und werden bald noch höher steigen. Frau Oberst! Ei, wer hätte das gedacht! Na, ich gratulire zu diesem Glück.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, liebe Frau Gumprecht,“ erwiderte sie mit freundlicher Unbefangenheit.

„Ja, ja!“ fuhr die Wirthschafterin in demselben Tone fort. „Wenn man es erst so weit gebracht hat, da vergißt man wohl seine alten Freunde und kümmert sich nicht mehr um sie, wie um einen Strohhalm.“

„Daß das nicht der Fall ist, beweise ich am Besten durch mein Hiersein. Ich bin ja nur gekommen, um den Herrn Regimentsprediger zu sprechen.“

„Sie wollen wirklich mit dem Herrn Pastor reden? Das ist ja sehr gütig von Ihnen und wird ihm eine besondere Ehre sein,“ erwiderte die Alte ironisch.

„Mein Gott,“ rief Martha verwundert, „was ist denn geschehen, daß Sie mich in dieser Weise empfangen, Frau Gumprecht! Ich weiß nicht, womit ich Sie oder gar meinen würdigen Seelsorger beleidigt habe. In meinem Herzen hege ich noch immer dieselbe Liebe und Achtung für ihn und sein ganzes Haus, obgleich er sich in letzter Zeit von uns zurückgezogen hat. Das schmerzt meine Mutter und beunruhigt mich um so mehr, da ich den Grund nicht kenne und mir keiner Schuld bewußt bin. Deshalb will und muß ich den Herrn Pastor sehen und ich bitte Sie, ihn zu fragen, ob ich ihm willkommen bin.“

Selbst der Unwille der mürrischen Wirthschafterin vermochte nicht, der liebenswürdigen Offenheit Martha's länger zu widerstehen. Der runzelige Mund verzog sich zu einem freundlichen

Lächeln, die gefaltete Stirn glättete sich wieder und die scharfen, ein wenig gerötheten Augen blickten so mild, als sie nur immer konnten.

„Nun, ich will nachsehen, ob der Herr Pastor zu sprechen sind," sagte die Alte und entfernte sich.

Während Martha ihre Rückkehr erwartete, richteten sich unwillkürlich ihre Blicke nach der bekannten Studirstube des verehrten Kandidaten, wo sie vor Jahren den schönsten und bedeutendsten Eindruck von ihm empfangen hatte.

Sie rief sich den berauschenden Augenblick zurück, wo er in heiliger Schwärmerei ihr sein großes Herz erschlossen, wo er, gleich dem Apostel, im milden Abendsonnenschein vor ihr stand, selbst glühend vor Begeisterung und himmlischer Liebe.

Mit schmerzlicher Wehmuth gedachte sie der vergangenen Zeiten, als sie auf die verschlossene Thür unabläßig blickte, in der stillen Hoffnung, daß sie sich öffnen und der Freund ihrer Jugend ihr wie sonst freundlich lächelnd daraus entgegentreten würde.

Mit zurückgehaltenem Athem lauschte sie auf seinen Schritt, auf den Ton seiner sonoren Stimme, aber kein Laut, kein Wort verrieth seine ersehnte Gegenwart.

Sie wollte, sie mußte mit ihm sprechen, nur einmal noch in sein treues Auge blicken und darin seine Vergebung lesen, obgleich sie sich bewußt war, ihn nicht mit Willen gekränkt zu haben.

Ihr edler Sinn konnte den Gedanken nicht ertragen, von dem Freunde verkannt zu werden; er mußte sie anhören, ihr versöhnt die Hand reichen, da sie die Achtung, die Liebe des verehrten Lehrers nicht zu entbehren vermochte.

Die Sehnsucht ihres Herzens steigerte sich zur fieberhaften Ungeduld, zur brennenden Qual, wie sie nur die wahre Liebe kennt. Aber die Unschuld ihrer Seele war so groß, daß sie keine Ahnung von der Täuschung hatte, in der sie sich fortwährend

befand, indem sie nur der Eingebung ihrer Freundschaft zu folgen glaubte, während sie doch allein der Macht der ihr selbst verborgenen Leidenschaft gehorchte.

Endlich erschien Frau Gumprecht und brachte mit niedergeschlagenen Augen die Antwort des in seinem Eifer unversöhnlichen Geistlichen.

„Der Herr Pastor bedauern, das gnädige Fräulein nicht empfangen zu können, da sie mit der Sonntagspredigt beschäftigt sind. Uebrigens lassen sie Ihnen das beste Glück und allen Segen wünschen.“

Sie sah sich abgewiesen von der Schwelle, die einst ihre zweite Heimath war, verstoßen von der Hand, die sonst so liebevoll sich ihr entgegenstreckte, von dem theuren Seelsorger, der einst wie ein Vater sie geliebt, aus dessen Händen sie das Heil des ewigen Lebens empfangen hatte.

Das war zu viel und sie stand vernichtet, gebrochen wie eine Rosenknospe, die eine grausame Hand geknickt, um so grausamer, da es die Hand eines hochgeachteten Freundes, die Hand eines Mannes war, die nicht zum Zerstören, sondern zum Aufrichten berufen schien, von der sie den Segen des Himmels und nicht den Todesstoß erwarten durfte.

Ein heißer Thränenstrom benetzte ihre Wangen, als sie aus dem Hause des strengen Pastors wankte, gleich einer Verbannten, einer Ausgestoßenen.

„Was habe ich gethan?“ fragte sie, die thränenschweren Augen nach dem Fenster gerichtet, aus dem ihr ein wohlbekanntes Gesicht traurig nachstarrte, bis sie am Ende der Straße verschwand.

Dort hinter dem Vorhang verborgen stand Johannes Lorenzen nicht minder bewegt und schmerzlich ergriffen bei dem lang ent-

behrten Anblick seiner ihm einst so theuren Schülerin, wie sie selbst es war.

Trug er doch das größte Leid: verachten zu müssen, wo er liebte; in Staub getreten zu sehen, was er anbetete. Seit Martha's Verlobung mit dem tollen Wildenhahn hatte er den Glauben an die Tugend, das Vertrauen zur Unschuld für immer verloren. Sein Engel hatte die himmlischen Schwingen und die reinen Gewänder abgestreift, seine Heilige ihre Glorie eingebüßt. Er hätte sie lieber todt im Sarge, als lebend in den Armen dieses bekannten Wüstlings gesehen.

Seine Ideale waren zertrümmert, seine Göttin ein gewöhnliches Weib geworden; das war der bittere Schmerz, der an seinem jungen Leben nagte. Dennoch liebte er sie und er mußte wider Willen an sie denken. Wo er ging und stand, verfolgte ihn ihr Bild; die Erinnerung an das holde Kind drängte sich ihm auf im Wachen wie im Traum.

Erst jetzt, wo sie ihm entrissen war, wußte er, daß er sie liebte, heiß und glühend, mit wilder Leidenschaft, mit verzehrender Glut, von der er früher keine Ahnung hatte. Die Eifersucht hatte mit grausamer Hand die Binde von seinen Augen gerissen, und wie ein greller Blitz die Dunkelheit erhellt, die ihm verborgenen Tiefen seines Herzens aufgedeckt und ihm die Leidenschaft seiner Neigung offenbart.

Vergebens suchte er gegen diese Neigung anzukämpfen, deren Unwürdigkeit unter den gegebenen Verhältnissen seinen ganzen Stolz herausforderte. Wie der verwundete Hirsch floh er das Licht des Tages, verbarg er sich und seine Qual in der tiefsten Einsamkeit. Bei seinen Büchern, bei seinen Arbeiten glaubte er Trost und Hülfe zu finden, aber was wußten die alten Folianten und die aszetischen Kirchenväter von der Liebe Lust und Leid?

Wenn er in ihnen las, schwebte das Bild der treulosen Geliebten auf den vergilbten Blättern verlockender als je; er sah sie in den Armen des verhaßten Mannes, und das heiße Blut der

Jugend kochte, tobte und empörte sich in ihm bis zur wilden Raserei.

Dann sprang er wieder auf und stürzte in's Freie, um an dem Busen der Natur seinen Schmerz auszuweinen. Stundenlang streifte er, ohne sich um den Weg zu kümmern, durch Wald und Feld auf unbetretenen Pfaden, bis die Sonne unterging und die dunkle Nacht sich auf die müde Welt niedersenkte. Im tiefsten Dickicht warf er sich auf das kühle Moos und starrte vor sich nieder wie der arme Schiffbrüchige, dem das tückische Meer Alles geraubt, was ihm theuer war.

Sonne, Mond und Sterne gingen ihren alten, gewohnten Gang, der Wald grünte, die Bäume rauschten, der Quell rieselte, die Felder trugen ihre goldenen Früchte und die Blumen blühten und verblühten, gleichgültig für seinen Schmerz wie für die tausendjährigen Leiden der ganzen Menschheit, für all' die blutigen Kämpfe, die bangen Klagen und Seufzer der armen, gequälten Sterblichen.

Unwillkürlich richtete er seine Augen zum Himmel, wo er sonst voll Gottvertrauen bei dem liebenden Vater, bei dem Erlöser Hülfe suchte. Aber sein Gebet fand keine Erhörung und bange Zweifel beschlichen seine Seele, Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, dessen Welt so viel Jammer, Elend und Frevel zeigte, wo das Laster triumphirte, die Unschuld unterdrückt, der Bösewicht belohnt wurde.

Mit seiner Liebe war auch sein Glaube erschüttert, da ihm beide Eins waren, wie Blüthen desselben Stammes, den der Streich der Axt zu gleicher Zeit getroffen. Wohl drängte es ihn, seinen Kummer, seinen Zweifel dem irdischen Vater anzuvertrauen, aber der strenge Ernst des frommen Predigers schreckte ihn vor einem solchen Geständnisse zurück, und eine natürliche Scheu, das Geheimniß seines Herzens zu verrathen, verschloß ihm die schon geöffneten Lippen wieder.

Bei dem Anblicke Martha's brachen jetzt all' die alten

Wunden wieder auf, und mit dem ganzen Ungestüm der heißblütigen Jugend überließ er sich dem maßlosen Schmerze der unglücklichen Liebe.

Aus diesem dumpfen Brüten weckte ihn die Stimme der alten Wirthschafterin, welche ihn zum gewohnten Mittagsmahl mit seinem Vater rief. Während des Essens beobachteten Beide ein auffallendes Schweigen, denn auch der Pastor war heut einsilbiger als sonst und sichtlich verstimmt.

Erst gegen das Ende der Mahlzeit unterbrach der Prediger die fast beängstigende Stille, indem er wie zufällig den Besuch seines früheren Lieblings erwähnte.

„Deine Schülerin Martha hat mich heute aufgesucht, wahrscheinlich um mir ihre Verlobung mit dem Oberst Wildenhahn mündlich anzuzeigen."

„Und Du hast sie nicht angenommen?" versetzte Johannes mit mühsamer Beherrschung.

„Wozu? Ich kann nicht lügen und heucheln, nicht mit Worten gut heißen, was ich innerlich verdammen muß. Ich will keine Gemeinschaft haben mit den Kindern dieser Welt, welche ihre Seligkeit für ein Linsengericht verkaufen."

„Und glaubst Du wirklich, daß sie aus niedrigem Interesse so gehandelt und die Hand dieses Mannes angenommen hat?" fragte er mit bebender Stimme.

„Leider kann ich nicht länger zweifeln, daß auch sie dem Abgrund verfallen, der Versuchung erlegen ist. Die Sorge um das irdische Glück ertödtet die besten Vorsätze, und die Eitelkeit ist die Kupplerin der Sünde. Das Weib vor Allen lauscht noch immer wie im Paradiese den Einflüsterungen und Schmeicheleien der gleißenden Schlange. Es giebt unzählige Mütter, die keinen Anstand nehmen, ihre Töchter für ein Stück Brod zu verhandeln, unzählige Mädchen und Frauen, welche ihren Leib dem verworfensten Wüstling preisgeben und ihre Seele dem Mammon opfern."

„Aber eine Mutter wie die Majorin von Welden, ein so reines, unschuldiges Kind wie — “

Er vermochte nicht den Namen Martha's auszusprechen, und wenn er sie selbst auch im Stillen anklagte, so schmerzte es ihn, wenn ein Anderer es that. Die Strenge des Vaters weckte sein Mitleid, und in der Tiefe seiner Brust lebte noch immer die Hoffnung auf ihre Unschuld.

„Du hast Recht,“ sagte der Pastor in milderem Ton. „Sie sind zwar schuldig, aber vielleicht weniger, als wir glauben. Der Versucher war zu mächtig, zu überlegen, und gerüstet mit allem Rüstzeug des Bösen, mit allen Künsten der höllischen Verführung.“

„Meinst Du den Oberst Wildenhahn?“

„O! ich kenne ihn seit langen Jahren,“ fuhr der Pastor mit sichtlicher Aufregung fort. „Es ist nicht das erste Mal, daß unsere Wege sich kreuzen; nicht das erste Mal, daß er mit verruchter Hand das Glück einer Familie zerstört, die Unschuld mordet und ungestraft Frevel auf Frevel häuft.“

„Und doch hält man allgemein den Oberst für einen Ehrenmann, für einen tapferen und ritterlichen Soldaten, für den treuesten Freund seiner Freunde.“

„Das Urtheil der Welt ist trügerisch wie Welle und Wind,“ entgegnete der Prediger in zunehmendem Eifer. „Die öffentliche Meinung ist ein bestochener Richter, der von Gunst und Ansehen sich bestimmen läßt und in die Waage der Gerechtigkeit falsches Gewicht wirft. Aber der Tag wird kommen, der Tag der Vergeltung für den verruchten Sünder, dessen Maß voll ist bis zum Ueberlaufen. Die Strafe wird nicht ausbleiben für seine zahllosen Frevel, das vergossene Blut schreit um Rache zum Himmel und wird den Mörder mitten im Taumel seiner Lüste verderben.“

„Du nennst den Obersten einen Mörder, Du beschuldigst ihn der schwersten Verbrechen?“ fragte der Sohn verwundert. „Ist es nicht Deine Pflicht, ihn öffentlich anzuklagen, ihm die

Maske vom Gesicht zu reißen? Ich an Deiner Stelle hätte es schon längst gethan und ihn der gerechten Strafe überliefert. O! ich hasse diesen Mann so sehr, daß ich ihn tödten könnte!"

Der plötzliche Ausdruck der wildesten Leidenschaft erschreckte den Prediger, so daß er unwillkürlich inne hielt und dem aufregenden Gespräch eine andere Wendung zu geben versuchte.

„Mein ist die Rache, spricht der Herr," sagte er mit feierlicher Stimme. „Ueberlassen wir dem Himmel die Strafe des Frevlers, der er nicht entgehen wird. Der irdische Richter hat mit diesen Verbrechen nichts zu thun."

Zugleich ergriff er die eben angekommene Kirchenzeitung, in die er sich anscheinend vertiefte, so daß der an Ehrfurcht und Gehorsam gewöhnte Sohn ihn nicht zu unterbrechen wagte, obgleich die verhüllten Mittheilungen des Vaters über die Vergangenheit des Obersten ihn im höchsten Grade erschütterten und seine Neugierde reizten. Aber er wagte keine weitere Frage zu thun, so begierig er auch war, die volle Wahrheit zu erfahren.

Auch der würdige Pastor schien von der stattgefundenen Unterhaltung sichtbar ergriffen und keineswegs mit sich selbst zufrieden zu sein. Seine Gedanken wanderten weit weg von dem erbaulichen Blatt und den theologischen Streitigkeiten, die ihn sonst lebhaft interessirten. Von Zeit zu Zeit warf er einen halb forschenden, halb bekümmerten Blick auf den niedergeschlagenen Sohn, dessen zerstörtes Wesen und auffallende Blässe er erst jetzt zu bemerken schien.

Mit väterlicher Besorgniß legte er das angefangene Blatt zur Seite und näherte sich dem Unglücklichen, indem er sanft mit der Hand dessen Schulter berührte, worüber dieser erschrocken wie aus einem Traume emporfuhr.

„Du leidest," sagte der Prediger in mildem Ton, „und suchst mir Dein Leiden zu verbergen. Das ist nicht recht, sage mir, was Dir fehlt."

„O nichts," murmelte der junge Mann verlegen, „mir fehlt wirklich nichts."

„Aber Dein Aussehen straft Deine Worte Lügen. Deine jugendliche Frische ist verschwunden, Deine Augen blicken trübe und Deine Wangen sind ungewöhnlich blaß. Fast scheint es, als ob ein geheimer Kummer Dich bedrückt. Vertraue mir, was Dich quält; vielleicht kann ich Dir helfen. Du weißt, daß Du keinen bessern Freund als Deinen Vater hast."

„Das weiß ich," versetzte der Sohn, indem er die Hand des Predigers ergriff und sie küßte, um seine Verlegenheit, die aufsteigende Röthe seiner Wangen zu verbergen.

„Und doch verschweigst Du mir Deinen Kummer und nimmst Anstand, mir Dein Herz auszuschütten. Ich will nicht weiter in Dich dringen, da ich aus eigener Erfahrung weiß, daß die Jugend ihre Geheimnisse hat, die sie dem Alter verbirgt, die sie vielleicht sich selbst nicht zu gestehen wagt."

„O, mein Vater!"

„Aber was auch der Grund Deines Kummers sein mag, vergiß nicht, daß Dein Erlöser lebt. Zu ihm wende Dich in Deinem Schmerz und er wird Dir helfen, das Kreuz, das er Dir auferlegt, zu tragen und die Prüfung zu überstehen."

Wohl schien der herzenskundige Seelsorger ein Geständniß von seinem Sohne zu fordern und zu erwarten, aber dieser zuckte nur schmerzlich zusammen und blieb stumm wie zuvor.

„Wenn Deine Seele nicht leidet," sagte der Vater nach einer bangen Pause mit zweifelndem Lächeln, „so muß Dein Körper krank sein. Soll ich nach unserem Arzt schicken?"

„Nein, nein!" versetzte er heftig. „Ich bin gesund, ganz gesund."

„Du hast in der letzten Zeit viel gearbeitet und Dich über die Gebühr angestrengt, um Dein Examen abzulegen. Eine Erholung, vielleicht eine Reise wird Dir gut thun; Du mußt Dich zerstreuen, Dir die nöthige Ruhe gönnen."

„Ich glaube auch, daß mir eine Reise zuträglich sein dürfte."

„Ich habe nichts dagegen, daß Du auf einige Monate die Residenz besuchst, wo Du mit Nutzen an Deiner weiteren Ausbildung fortarbeiten kannst. Die neuen Eindrücke werden Dich von Deinen trüben Gedanken abziehen und es wird Dir nicht an mannigfachen Anregungen fehlen. Ohnehin stehen die Ferien vor der Thür und es kann Dir nicht schwer fallen, für einige Zeit Urlaub zu erlangen."

„Ich bin mit Allem zufrieden, was Du mir vorschlägst."

„Einstweilen mußt Du Dir aber mehr Bewegung machen. Benutze den schönen Herbsttag zu einem Spaziergang. Ich würde Dich gern begleiten, aber der Unterricht meiner Konfirmanden hält mich zurück. Dabei fällt mir ein, daß Du mir noch einen Gefallen thun könntest, wenn Du vor das Thor gehst."

„Hast Du einen Auftrag für mich?"

„Ganz in der Nähe liegt der Militair-Kirchhof, auf dem sich das Grab eines alten Freundes, des Lieutenants von Falkenhain befindet. Ich habe dem Todtengräber den Auftrag gegeben, den eingesunkenen Stein wieder aufzurichten und die vom Regen verwaschene Inschrift erneuern zu lassen. Du siehst wohl gelegentlich einmal nach, ob meine Anordnungen ausgeführt worden sind. Vielleicht sorgst Du auch dafür, daß frischer Epheu und einige Blumen gepflanzt werden. Der kleine Umweg ist Dir doch nicht unangenehm?"

„Durchaus nicht, ich werde Alles pünktlich besorgen."

„Und zum Abendbrod erwarte ich Dich zur gewohnten Stunde. Hoffentlich wird Dir der Spaziergang gut thun."

„Ich hoffe es auch," versetzte er in einem Tone, der mit seinen Worten in schneidendem Widerspruch stand und die tiefste Apathie, die gänzliche Verzweiflung eines gebrochenen Herzens nur zu sehr verrieth.

Mit bekümmerten Mienen blickte der Pastor kopfschüttelnd dem scheidenden Sohne nach, dessen innere Kämpfe er zwar nicht

kannte, aber wohl zu ahnen schien. Je mehr er darüber nachsann, desto klarer wurde ihm der Gedanke, daß diesen Leiden wohl eine Herzensneigung, eine unglückliche Liebe zu Grunde liegen möchte.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn jetzt der Verdacht, daß Martha's Besuch vielleicht mit der Niedergeschlagenheit und Trauer seines Johannes in Verbindung stehe, daß sie von ihm geliebt werde. Seine Vermuthungen wurden fast zur Gewißheit, als der besorgte Vater sich das Benehmen seines Sohnes bei dem stattgefundenen Gespräch, das schmerzliche Zusammenzucken bei der Nennung ihres Namens, den wilden Ausbruch der Wuth und des Hasses bei Erwähnung des Obersten Wildenhahn in's Gedächtniß zurückrief.

Diese Entdeckung steigerte nur noch die Besorgniß und Unruhe des bekümmerten Vaters. Wohin er blickte, sah er nur Verwirrung und Unheil, keinen Ausweg, keine Rettung, und selbst sein festes Gottvertrauen ließ ihn heute zum ersten Mal ohne Rath und Trost.

Wieder stand das Bild des sündigen Mannes vor seiner Seele, dem er schon früher in ähnlicher Lage begegnet war und der von Neuem ihm mit der siegenden Gewalt des Bösen entgegentrat, alle seine Hoffnungen zu vernichten, seine Aussichten auf das Glück eines geliebten Kindes zu zerstören drohte.

„Alles umsonst!“ seufzte der bedrängte Mann. „Ich war ein Thor, ein verblendeter Thor, als ich der Vorsehung vorzugreifen glaubte. Die Sünde erhebt stolzer als je ihr Haupt und lacht über meine Ohnmacht. Mein Arm ist gelähmt und ich muß es ruhig dulden, daß der Verworfene Opfer auf Opfer häuft. O Johannes! Kind meiner Schmerzen! Martha, die Tochter meines Freundes! Ich kann sie nicht retten, und doch liegt es in meiner Macht. Ein Wort aus meinem Munde und der Frevler würde entlarvt und müßte seine Beute fahren lassen.“

Er versank in ein tiefes Nachdenken, und in seinem Innern

rang und kämpfte er mit einem großen Entschluß, aber er fürchtete mit Recht die Folgen einer gewagten That, deren Ausgang er nicht berechnen konnte. Sollte er das sorgfältig bewahrte Geheimniß seines Lebens in einem so gefährlichen Augenblick preisgeben, sich selbst seines einzigen Trostes, seiner letzten Stütze berauben und wie ein verzweifelter Spieler sein Alles auf einen Wurf setzen?

„Nein, nein!" murmelte er in brütendem Selbstgespräch. „Ich kann und darf nicht den Schleier zerreißen, nicht Johannes und mir selbst den furchtbaren Schmerz bereiten; es wäre nutzlos und vergeblich und würde nicht das Unheil aufhalten, sondern nur beschleunigen, die Verwirrung vermehren. Besser, wenn er nie erfährt, was ihn jetzt doppelt schmerzlich treffen, seinen Haß zur blutigen Rache stacheln müßte. Nicht um meinetwillen, sondern seinetwillen darf ich meinen Mund nicht aufthun und die Geheimnisse des Grabes enthüllen. Mag der Himmel ihm beistehen in dem schweren Kampf, ich vermag nichts als — zu dulden und zu schweigen.

Unterdessen hatte der unglückliche Sohn den Weg durch das Thor nach dem Kirchhof eingeschlagen, um den Wunsch und Auftrag seines Vaters zu erfüllen. In einiger Entfernung von der geräuschvollen Stadt lag auf einem sanft aufsteigenden Hügel der stille Friedhof, zu dem eine dichte, schattige Baumreihe führte.

Die vorangeschrittene Jahreszeit und die ganze Umgebung waren wie geschaffen zum einsamen Wandern und melancholischen Brüten. An dem blauen, wolkenlosen und doch leicht umflorten Himmel schimmerte die Sonne wie durch einen Thränenschleier gleich dem sanften, traurigen Auge des scheidenden Freundes.

Die Luft war still wie der leise Athem eines Schlafenden, kein Laut wurde vernommen, der Gesang der Vögel war ver-

klungen, das Summen der kleinen Insektenwelt verstummt, nur zuweilen ließ ein zudringlicher Sperling sein eintöniges Zwitschern oder eine schwerfällig aufsteigende Krähe ihr heiseres Krächzen hören.

Die abgemähten Felder, die verdorrten oder verwildert emporwuchernden Blumen und Sträucher, das welke, unter den Füßen raschelnde Laub der Bäume verkündeten das nahe Absterben der Natur. Selbst die gelben und rothen Blätter der Buchen und des wilden Weines erinnerten unwillkürlich an den nahen Tod, an das letzte Aufflackern und Erglühen vor dem Erlöschen, an die geschminkten Wangen eines Schwindsüchtigen.

Ein Duft der Verwesung und Auflösung schwebte in der ganzen Atmosphäre und legte sich wie ein unsichtbares Leichentuch über die dämmernde, leicht verhüllte Landschaft.

Dieser wehmüthige Eindruck steigerte sich nur noch bei dem Anblick des Kirchhofes mit seinen Gräbern und Leichensteinen, aus deren Mitte das Bild des gekreuzigten Erlösers wie eine Mahnung an das letzte Ende der Dinge und an die Ruhe des Grabes emporstieg.

Zwischen frisch aufgeworfenen Rasenhügeln schritt der arme Kandidat nach der Wohnung des Todtengräbers, die dicht an der Kirchhofsmauer stand. Vor der Thür spielten unbefangen die Kinder desselben und führten ihn auf sein Verlangen zu ihrem Vater, der mit dem Aufwerfen eines neuen Grabes beschäftigt war.

„Sie kommen wegen des alten Leichensteines,“ sagte er in gleichgültigem Tone, „der Herr Regimentsprediger hat schon vor längerer Zeit davon gesprochen, daß das Grab des Herrn von Falkenhain in Stand gesetzt werden soll. Es thut wirklich Noth, denn es ist schon ganz eingesunken, und wenn nicht bald eine gründliche Reparatur gemacht wird, so fällt die ganze Geschichte über den Haufen.“

„Ich möchte mich selbst überzeugen, was geschehen kann, um meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen.“

„Sie werden sich nicht so leicht zurechtfinden, da das Grab des Lieutenants an der andern Seite liegt und die Inschrift schon vom Regen und Wetter so ausgewaschen ist, daß man sie nur mit Mühe lesen kann.“

„Wollen Sie mir den Gefallen thun und mich begleiten?“

„Das thu' ich recht gern,“ erwiederte der Todtengräber, indem er Spaten und Schaufel niederlegte.

Bald gelangten Beide zu dem bezeichneten Grabe, das der Kandidat in dem geschilderten Zustand völliger Vernachlässigung fand. Die sichtbaren Spuren des Verfalls machten auf ihn einen überaus traurigen Eindruck und erfüllten ihn mit einer gewissen Theilnahme für den vergessenen Todten, dessen Ruhestätte einen so trostlosen Anblick bot.

„Wie kommt es,“ fragte er den gefälligen Begleiter, „daß das Grab so verfallen ist; hat denn der Verstorbene keine näheren Verwandten, weder Weib noch Kind gehabt, um dafür zu sorgen?“

„Das mag wohl davon herrühren,“ versetzte der Todtengräber in erklärendem Ton, „weil der Herr Lieutenant nicht einen christlichen, ehrlichen Tod gestorben ist.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Kandidat unwillkürlich interessirt.

„Es ist eine traurige Geschichte, die vor langen Jahren passirt ist. Damals lebte noch mein Vater, und ich war ein ganz junger Mensch, aber ich erinnere mich noch wie heut an das Begräbniß des armen Herrn.“

„Der Unglückliche hat wohl Hand an sich gelegt? aus Verzweiflung sich selbst getödtet?“

„Das gerade nicht, aber auch nicht viel besser. Der Lieutenant wurde in einem Duell, wie es heißt, von dem tollen Oberst erschossen.“

„Von dem Oberst Wildenhahn?“

„Ganz Recht! Und Schuld soll die eigene Frau des

Herrn von Falkenhain gewesen sein, mit der der Oberst eine Liebschaft hatte."

„Fluch über den Mörder!" murmelte der Kandidat voll Ingrimm.

„Es war eine schöne Frau," fuhr der Todtengräber im gleichmüthig erzählenden Tone fort, ohne die Bewegung des Kandidaten zu beachten. „Ganz schlecht kann sie auch nicht gewesen sein, denn sie kam jeden Tag, es mochte gutes oder böses Wetter geben, auf den Kirchhof und weinte an dem Grabe des Mannes, daß es einen Stein, geschweige denn einen Menschen erbarmen mußte. Lange dauerte es aber nicht, denn sie hat sich das Malheur so zu Herzen genommen, daß sie bald danach gestorben ist. Gott schenke Beiden die ewige Ruhe und verzeihe ihnen ihre Sünden."

Mit diesen Worten entfernte sich der Todtengräber, nachdem er nochmals versprochen hatte, für die Instandsetzung und Erhaltung des Grabes Sorge zu tragen. Der Kandidat blieb allein zurück und setzte sich auf den eingesunkenen Leichenstein, wie von einer geheimen Sympathie für den darunter liegenden Todten angezogen und gefesselt.

Bald versank er in ein melancholisches Brüten, in ein trübes Nachsinnen über die eben gehörte Erzählung des Todtengräbers, welche ihn um so tiefer ergriffen hatte, da sie ihn an sein eigenes trauriges Geschick erinnerte.

Auch er litt an denselben Qualen, und sein Unglück, alle seine Leiden rührten von derselben Quelle her, stammten von der Hand des verruchten Mannes. Jetzt erst verstand er die leisen, verhüllten Andeutungen seines Vaters, begriff er die Abneigung desselben gegen den verhaßten Wildenhahn.

Unwillkürlich regte sich in seinem Herzen ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, der hier unter dem kühlen Rasen schlummerte, und den er fast um seine Ruhe beneidete. Er war ihm kein Fremder mehr, sondern ein naher Freund, ein vertrauter

Leidensgenosse, ein Schicksalsbruder, dessen Schmerzen und Kämpfe er in seinem Geist jetzt mit durchlebte.

Auch der Todte war wie er selbst betrogen, getäuscht, in seinen heiligsten Empfindungen verletzt worden; auch er hatte einer Frau vertraut, sie geliebt und durch den Verführer sie für immer verloren. Und der Verbrecher lebte, schwelgte im Rausche des Glücks und häufte neue Frevel zu den alten Sünden.

Furchtbare Gedanken und verzweifelte Entschlüsse zuckten wie Blitze durch die Seele des aufgeregten Kandidaten, der zwischen Gräbern und Leichensteinen sich seiner trostlosen Leidenschaft und hoffnungslosen Neigung überließ.

Jene eigenthümliche Melancholie, welche die Jugend öfters mitten in der Fülle und dem Drang des Lebens wie eine plötzliche Wolke den blauen, strahlenden Himmel überfällt, breitete sich wie ein dunkler Schleier über seine Seele aus und verhüllte seinen sonst so klaren Blick und die Helle seines Geistes.

Er sehnte sich nach dem Tode; das Leben war ihm eine verhaßte Bürde, die er von sich abwerfen wollte, nachdem er den größten Schmerz des Daseins an sich selbst erfahren hatte. Es lag etwas dämonisch Verlockendes für ihn in der Ruhe des Grabes, in dieser melancholischen Umgebung, in der ganzen wehmüthig herbstlichen Stimmung der Natur, die mit seiner eigenen Todessehnsucht so wunderbar harmonirte. Vor seinen Augen schwebte fortwährend das Bild der treulosen Geliebten, deren Verlust er nicht ertragen, nicht überleben konnte. War es die Täuschung seiner erhitzten Phantasie oder Wirklichkeit, als er ihre Erscheinung jetzt zwischen den Bäumen des Kirchhofs zu sehen glaubte?

Dort kniete sie in seiner Nähe und legte einen frischen Kranz auf das ihm wohlbekannte Grab ihres Vaters, das sie mit ihren Thränen benetzte. Es war ihre Gestalt, ihr unschuldsvolles Gesicht, verklärt von einer rührenden Trauer um den Todten.

Das konnte kein Traum sein, kein Geist der ihm erschienen.

Die fromme Tochter feierte hier in stiller Andacht und mit kindlicher Pietät den Sterbetag ihres Vaters, dessen Leichenstein sie mit Blumen schmückte. Auf ihren Lippen schwebten heilige Gebete, in die sich ihre Klagen, ihre Seufzer mischten.

Nie war sie ihm schöner, nie reizender erschienen, als in diesem Augenblick, wo sie sich ihrem natürlichen Schmerz unbeachtet überließ und voll Liebe an dem Grabe ihres Vaters kniete.

Wie gebannt von dem wunderbar ergreifenden Anblick stand der Kandidat und verfolgte jede ihrer Bewegungen, jede Regung ihrer reinen Seele.

Jetzt erhob sie sich und schlug ihre thränenfeuchten Augen zum Himmel auf, als suchte sie dort bei dem abgeschiedenen Geiste ihres Vaters Trost und Erhebung für ihr bedrängtes Herz. Nur noch wenige Schritte und sie mußte den unwillkürlichen Zeugen ihrer Trauer sehen und erkennen.

Die flammende Röthe ihrer Wangen, der leise Schrei, den ihr die plötzliche Begegnung mit dem Kandidaten erpreßte, verrieth ihm ihre tiefe innere Bewegung.

„Herr Lorenzen!" rief sie mit zitternder Stimme, indem sie dem alten Freunde ihre kleine Hand entgegenstreckte, die er zu ergreifen zögerte.

„Martha! Fräulein von Welden!" stammelte er verlegen. „Ich habe Sie nicht hier erwartet."

„Aber ich kann und will nicht an Ihnen vorübergehen," entgegnete sie vorwurfsvoll, „ohne mit Ihnen zu sprechen. Warum weichen Sie mir aus, warum verschmähen Sie meine Hand, warum meiden Sie meinen Anblick? Reden Sie, was habe ich gethan, womit habe ich Sie oder Ihren Vater beleidigt, daß Sie mich fliehen wie eine Verpestete?"

„O!" murmelte er düster. „Sie täuschen sich, mein Fräulein, gewiß, Sie täuschen sich."

„Nein, nein! Ich weiß es nur zu gut, daß ich Ihre Liebe, Ihre Achtuug verloren habe, und das schmerzt mich mehr, als

ich Ihnen sagen kann. Ich fühle mich deshalb so unglücklich, so elend, daß ich Tag und Nacht darüber weinen möchte. O! Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun, wie sehr ich durch Sie leide!"

„Was kann Ihnen an meiner Freundschaft gelegen sein? Sie haben hinlänglichen Ersatz und werden mich nur zu bald vergessen."

„Sie vergessen!" sagte sie mit wunderbarer Innigkeit. „Nimmermehr! Ich kann es nicht, selbst wenn ich wollte. Wo ich gehe und stehe, muß ich an Sie und an die schönen Tage denken, wo ich so unaussprechlich glücklich war."

„Um des Himmels willen!" rief er abwehrend. „Sprechen Sie nicht weiter! Setzen Sie mein Herz nicht einer so schweren Prüfung aus! Sie wissen nicht, was Sie thun, was Sie in diesem Augenblick sagen!"

„O! nur die Wahrheit," versetzte sie, verwundert über seine plötzliche Leidenschaft. „Seitdem ich Ihre Liebe, Ihre Achtung entbehren muß, habe ich keine Ruhe, keinen Frieden mehr, ist mir das ganze Leben gleichgültig und verhaßt."

„Martha!" rief er schmerzlich, „wollen Sie mich wahnsinnig machen? Muß ich Sie erinnern, daß Sie die Braut des Obersten von Wildenhahn sind, — daß wir uns niemals wiedersehen, von einander auf ewig scheiden müssen!"

„Und warum sollen wir uns nicht wiedersehen, warum uns trennen?" fragte sie mit bezaubernder Unschuld.

„Weil ich Dich liebe," rief er, fortgerissen von dem unwiderstehlichen Sturme seiner Leidenschaft, „weil ich Dich liebte vom ersten Tage, da ich Dich erblickte, weil ich nicht leben, nicht athmen mag ohne Dich, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, Dich in den Armen des verhaßten Mannes zu wissen, der Deiner nicht würdig ist; weil ich tausendmal lieber sterben will, als solche Qualen länger tragen, als die Pein der Verdammten dulden!"

Eine tiefe, erschütternde Stille folgte diesem tobenden Ausbruch der entfesselten Leidenschaft, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen Martha's, welche das todtenbleiche Gesicht mit ihren Händen bedeckte, als wenn sie die plötzlich über sie hereinbrechende Helle geblendet hätte. Erst seine Stimme weckte sie aus ihrer schmerzlichen Betäubung, aus dem bangen, zugleich so entzückenden und so furchtbaren Traum, den sie in der That nie zu träumen glaubte.

„Verzeihung, Verzeihung!“ flehte er, während das zitternde Mädchen, einer Ohnmacht nahe, sich auf den eingesunkenen Leichenstein an seiner Seite niedersetzen mußte. „Ich bin ein Thor, der nicht mehr weiß, was er spricht. Vergessen Sie, was ich im Wahnsinn, in meiner Raserei gesagt habe; vergeben Sie meine Thorheit!“

„Das also war es,“ flüsterte sie, indem sie mit ihrer Hand nach ihrem Herzen fuhr, wie aus tiefem Schlaf erwachend. „Armer Johannes! Jetzt erst kenne ich die Ursache Ihres Grolles, Ihrer Schmerzen; jetzt erst weiß ich, was Sie gelitten haben um meinetwegen.“

„Und Du zürnst mir nicht länger, weil ich Dich gekränkt habe?“

„Ich Dir zürnen! Liebst Du mich denn nicht mehr, als ich je geahnt, je geträumt habe? O! Du glaubst nicht, wie glücklich mich dieser Gedanke macht. Nun ist Alles gut, alle meine Leiden verschwunden. Ich darf wieder an den Tag denken, wo ich noch Deine Schülerin war, wo ich mit Andacht Deinen Worten lauschte, gleich den Offenbarungen eines Apostels.“

„Und Du warst meine Heilige, zu der ich betete.“

„Dir verdankte ich meine schönsten, meine reinsten Empfindungen und Alles, was ich denke und fühle. Mein ganzes Leben gehört Dir, nur Dir allein.“

Wie die zurückgehaltene Flut, welche alle Dämme sprengt, wogte der entfesselte Strom der Liebe mit unwiderstehlicher Macht,

alle Schranken niederreißend. Ihre Herzen pochten, ihre Lippen stammelten das Geständniß der reinsten, zärtlichsten Neigung und tauschten glühende Schwüre ewiger Treue, ohne Rückhalt, ohne Scheu.

In trunkener Selbstvergessenheit saßen sie auf dem eingesunkenen Leichenstein, wie Geister einer besseren Welt, hoch über der armen, niedrigen Erde schwebend, im seligsten Rausch der rauhen Gegenwart entrückt.

Der stille Kirchhof verwandelte sich für sie in ein Paradies, und die absterbende Natur schmückte sich noch einmal vor ihrem Scheiden mit allem Zauber, allem Reiz des Lebens für das selbst im Leiden beglückte Paar.

Die untergehende Sonne goß ihr Purpurlicht über die Gräber und zauberte gleichsam ein Lächeln auf die fahlen Wangen des Todes. Goldene Streifen breiteten sich über die Hügel aus gleich kostbaren Teppichen zur bräutlichen Feier, das welke Laub schimmerte in bunter Pracht, und selbst die dunklen Kronen der Grabcypressen glühten gleich riesigen Fackeln beim Feste dieser schmerzlich süßen Liebe.

Der Tod hatte seinen Stachel verloren und die Liebe triumphirte über all' die Schrecken des Grabes. Hand in Hand geschlungen, Seele in Seele ergossen, vergaßen sie die ganze Welt und alle Leiden, die sie erwarteten, vergaßen sie die strenge Wirklichkeit und die Härte des Schicksals.

Erst die hereinbrechende Dämmerung und die Schatten des Abends weckten sie aus ihrem Traum und mahnten sie an die verhaßte Rückkehr.

„Wir müssen scheiden!“ rief Martha mit gebrochenem Herzen.

„Scheiden, sterben!“ murmelte er, sie fester an sich drückend, als wollte er sie noch nicht losgeben. „Ich kann es noch immer nicht fassen, den Gedanken nicht ertragen; was hindert Dich, mir anzugehören?“

„Meine Pflicht, mein Wort —"

„Das Du einem Manne gegeben, der Dich nur namenlos unglücklich und elend machen wird."

„Er ist der Wohlthäter meiner Familie, der Freund meines Vaters. Ich darf ihm nicht den Schwur brechen, mit dem ich mich freiwillig ihm verlobt habe. Es würde der Tod meiner armen Mutter sein."

„O Du liebst mich nicht, Du kannst mich nicht lieben, wenn Du so an meinem Herzen frevelst und Dich selbst erniedrigest. Hast Du daran gedacht, was Du thun willst? Das Weib dieses Wildenhahn werden, der nicht werth ist, Dich nur anzublicken. Der bloße Gedanke wird mich noch zum Mörder machen."

„Um des Himmels willen, frevle nicht! mache mich und Dich nicht noch unglücklicher, als wir ohnehin schon sind. Was soll ich thun, was beginnen? Zeige mir einen Weg und ich will Dir folgen bis in den Tod."

„Bis in den Tod!" murmelte er düster. „O Du hast das wahre Wort mit prophetischem Munde gesprochen. Nur der Tod kann uns retten, uns erlösen von aller Qual und Schuld der bösen Welt. Er ist unser einziger Hort, unser letzter Freund, dessen milde Hand uns ein stilles Asyl öffnet. Nur im Grabe finden wir das verlorene Glück, schläft das arme Herz in Ruh und Frieden."

Sein düsterer Geist versenkte sich mehr und mehr in den lockend furchtbaren Abgrund und schwelgte in dem sehnsüchtigen Verlangen, allen Leiden des Lebens zu entfliehen. Aber noch bebte er vor dem gewaltsamen Entschluß zurück, noch rang er mit dem Versucher in der schmerzdurchwühlten Brust.

Furcht und Hoffnung, Liebe und Glaube kämpften in seinem Herzen ungesehen und ungeahnt den schwersten Kampf, den die Nähe der Geliebten nur um so grausamer und furchtbarer machte.

„Laß uns gehen!" sagte er, von seinen eigenen Gedanken erschreckt. „Es ist nicht gut, daß wir hier noch länger bleiben."

„Du willst mich schon verlassen? Was soll aus mir werden?“

„Vertraue auf mich! Wir werden uns wiedersehen dort, wo keine Macht der Erde uns trennen kann.“

Noch einmal drückte er das leichenblasse Mädchen an seine Brust, dann riß er sich gewaltsam aus ihren Armen los. Ueber die Mauer des Kirchhofs gebeugt starrte er ihr nach, sah er nur noch, wie sie nach dem Ausgang schwankte, wo der Wagen des Obersten sie erwartete.

Beunruhigt von ihrem langen Ausbleiben war dieser ihr nachgeeilt, nachdem er von der Majorin erfahren, daß sie das Grab des verstorbenen Vaters besuchte, um dessen Todestag in kindlicher Liebe zu begehen.

Mit zärtlichen Vorwürfen empfing der Oberst seine fast ohnmächtige Braut und begleitete sie zu dem Wagen. Noch einmal mußte sie sich umwenden nach dem verlassenen Kirchhof, selbst wenn es ihr Leben kosten sollte. Unwillkürlich folgten die Blicke des Obersten der Richtung ihrer Augen. Er sah die Gestalt des Kandidaten, ein Bild der Verzweiflung, einer Vision, dem ruhelosen Schatten eines Gestorbenen gleich im wallenden Abendnebel.

Bei diesem Anblick fühlte der muthige Oberst einen kalten Schauer durch seine Glieder rinnen, so daß er plötzlich taumelte. Er glaubte ein Gespenst zu schauen, das ihn an seine längst vergangene Schuld mitten im Rausche seines Glückes mahnte.

„Falkenhain!“ rief er keuchend vor Entsetzen.

Wie von einer geheimen Macht gezwungen, starrte er noch einmal auf die Kirchhofsmauer, aber er sah nichts mehr, als die weißen Leichensteine und das emporsteigende Kreuz mit dem Bilde des Erlösers.

Der Kandidat war durch eine Seitenpforte verschwunden; Wildenhahn glaubte sich getäuscht zu haben und spottete im Stillen über seine ihm selbst unerklärliche Furcht.

In wenigen Tagen sollte die Hochzeit Martha's mit dem Obersten von Wildenhahn stattfinden. Dieser Gedanke genügte, um den unglücklichen Kandidaten zum raschen Entschluß zu treiben und seinem Zögern ein Ende zu machen.

In seiner Verzweiflung sah er keinen andern Ausweg, als den Tod, keine Rettung, als das Grab. Seit der Begegnung mit Martha auf dem Kirchhof verfolgte ihn dieser Gedanke mit der Beharrlichkeit des Wahnsinns. Vor der Gewalt der Leidenschaft, die ihn ausschließlich beherrschte, mußte die mahnende Stimme der Ueberlegung verstummen, alle frommen Lehren und Grundsätze schwinden. Sein Geist war krank, verdüstert und vermochte nicht länger dem Versucher zu widerstehen.

Wie von einem schweren Traum verfolgt, irrte er bleich und unstät umher, ohne an dem ihm gleichgültigen Leben Theil zu nehmen, ohne die bekümmerten Blicke seines Vaters zu bemerken. Selbst der Gedanke an ihn und den Schmerz, den er ihm bereitete, vermochte nicht, ihn von dem furchtbaren Vorsatz zurückzuschrecken.

Er wollte den Tag nicht überleben, an dem Martha ihre Hand dem verhaßten Manne reichen würde. Der bloße Gedanke an eine solche Entweihung seiner Heiligen erzürnte ihn bis zur wilden Raserei und zur Gotteslästerung.

Heute sollte noch der Entschluß zur That werden, nachdem er alle nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte. Früher als gewöhnlich und mit merklicher Erschütterung trotz aller mühsamen Selbstbeherrschung verabschiedete er sich von seinem Vater, den die sichtliche Rührung des Sohnes einigermaßen zu befremden schien.

In dem stillen Zimmer zog der Kandidat die Waffe aus dem verborgenen Schubfach hervor und legte sie neben sich auf den Schreibtisch. Er selbst setzte sich daran mit der Ruhe des Todes, um sein letztes Lebewohl an Martha zu schreiben in der geheimen Hoffnung, daß sie ihm bald folgen würde.

Noch einmal strömte er seinen Schmerz, seine Verzweiflung,

allen Jammer, alle Qualen seines Herzens aus, noch einmal sprach er zu ihr von seiner glühenden Liebe, von der verzehrenden Leidenschaft, die ihn jetzt in den Tod trieb, indem er sie bat, ihm das Leid zu verzeihen, das er ihr durch sein gewaltsames Ende bereiten mußte, indem er sie mit den rührendsten Worten über sein Schicksal zu trösten suchte.

Das Schwerste war gethan und nichts fesselte ihn mehr an das verhaßte Leben. Nur noch einige Minuten und er stand vor den Pforten der Ewigkeit. Erschöpft von dem vorangegangenen Kampf, ruhte er in den Stuhl zurückgesunken, mechanisch griff er nach der Pistole an seiner Seite, während seine Augen auf dem welken Kranze ruhten, den einst Martha's Hand um das Bild des Apostels geschlungen hatte.

Mit der Erinnerung an die Geliebte, an die schönste, heiligste Stunde seines Lebens wollte er aus dem Dasein scheiden, sie sollte sein einziger, sein letzter Gedanke sein.

Ganz in seine Lethargie versunken bemerkte er nicht, wie sich leise die Thür öffnete und der Pastor hereintrat, um nach seinem Sohne zu sehen. Das auffallende Benehmen des Kandidaten bei dem Abschied hatte den zärtlichen und besorgten Vater mit bangen Ahnungen erfüllt. Er wollte noch ein Wort des Trostes, der Beruhigung an ihn richten, bevor er selbst zu Bett ging.

Ein Blick auf die offen daliegende Waffe, auf den noch nicht vollendeten Brief genügte, um ihn über die Absicht des Verzweifelten aufzuklären.

„Johannes!“ rief er in schmerzlichem Tone, indem er die Pistole ergriff und in der Tasche seines Hausrockes verbarg.

Bei dem unerwarteten Klange der bekannten Stimme fuhr der Kandidat zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, um nicht den durchbohrend vorwurfsvollen Blicken seines Vaters zu begegnen.

Eine bange Stille herrschte in dem Zimmer, das Schweigen des Todes. Beide waren zu tief erschüttert, um Worte zu finden.

„Daß ich das an Dir erleben mußte!“ rief der Pastor, sich zuerst fassend. „Die Sünde im eigenen Hause.“

„O mein Vater,“ murmelte der Unglückliche, vergieb mir, aber das Leben ist mir eine unerträgliche Last.“

„Und Du wolltest es fortwerfen und zerstören, wie ein thörichtes Kind sein zerbrochenes Spielzeug? Ich habe Dich nicht für so feig, für so gottlos gehalten.“

„Du weißt nicht, wie sehr ich gekämpft und gelitten habe.“

„Ich weiß Alles! Für eine höllische Leidenschaft, für eine sündige Neigung willst Du Dein Leben, Deine Seele opfern, Deinen Vater auf Erden, Deinen Vater im Himmel verleugnen? Hast Du, wenn auch nicht an mich, an den Erlöser gedacht, der sein Blut für Dich hingegeben und das schwerste Kreuz mit Geduld auch für Dich getragen? Hast Du Dich nicht gefürchtet, mit so grauenvoller Schuld beladen vor den ewigen Richter hinzutreten, der Dein sündhaftes Treiben verdammen muß?“

„Ich dachte nur an Martha, an meine Liebe, deren Entweihung ich nicht ertragen konnte.“

„Ich kenne diese Liebe,“ versetzte der Pastor in sanfterem Ton. „Sie ist das Irrlicht der Jugend, ein täuschender Stern auf dem wirren Lebenspfad. Weh dem, der ihr vertraut! Es giebt nur Eine wahre Liebe, und die hat mit der Erde nichts gemein; sie allein ist ewig, unvergänglich, während die irdische Leidenschaft früher oder später zum Verderben führt. Reiße sie aus Deiner Brust, kämpfe gegen den bösen Feind und bete zu Gott, daß er Dir vergebe, wie ich Dir verzeihe!“

Der Unglückliche vermochte nicht der unerwarteten Milde des Vaters zu widerstehen, mit einem Thränenstrom sank er reuig an die Brust des Beleidigten. Erst nach einiger Zeit besänftigte sich der Sturm der aufgeregten Gemüther, legten sich die wild empörten Wogen und eine wehmüthig schmerzliche Ruhe löste die furchtbare Spannung.

Hand in Hand saßen sie bei einander und feierten das Fest

der Versöhnung und Wiedergeburt mit ernsten, heiligen Gesprächen, in die sich die Erinnerung an die Vergangenheit mit der Sorge für die Zukunft mischte.

Beide waren noch zu bewegt, um die nöthige Fassung zu finden, besonders zeigte der sonst so starre Prediger eine befremdende Weichheit und Duldung, als fühlte er sich selbst nicht frei von jener Schuld. Mitten in dem Ergusse seines Herzens hielt er inne, indem er in ein tiefes Nachdenken versank.

Auch er schien tiefer ergriffen, als er zeigen wollte, und durch die vergangene Scene mochte wohl so manches schmerzliche Angedenken an seine eigene Jugend geweckt worden sein. Auch er hatte einst geliebt wie sein unglücklicher Sohn, gelitten und verzweifelt, ehe er Trost in seinem Glauben fand.

Aber das allein war es nicht, was den Pastor jetzt beschäftigte und wie ein stiller Vorwurf mit unwiderstehlicher Gewalt sich ihm aufdrängte, wenn er das bleiche Gesicht des Kandidaten betrachtete.

Nur mit der höchsten Anstrengung unterdrückte er die aufsteigenden Befürchtungen und Zweifel, welche seinen Geist in diesem Augenblick bestürmten, obgleich er sich bewußt war, das Beste gewollt zu haben.

Dies Gefühl der eigenen Schwäche mäßigte seinen Eifer und verlieh seinen Worten den Ausdruck rührender Innigkeit, welche in dem Herzen des Sohnes einen dankbaren Wiederhall fand.

Die Stunde der Mitternacht hatte längst geschlagen und noch wachten Beide, wachte der liebevolle Vater bei dem wiedergeschenkten Sohn, den er nie mehr geliebt zu haben glaubte, als in diesem, für Beide so schmerzlichen Augenblick.

Während dieser erschütternden Ereignisse litt auch der Oberst an einem seiner Anfälle düsterer Melancholie, die nicht selten waren, seit jenem Tage, an welchem er Martha von dem Kirchhof nach Hause gebracht hatte. Bei der Fahrt in seinem Wagen

beobachtete er ein ernstes Stillschweigen, das der tief ergriffenen Braut nur doppelt willkommen war.

Gegen seine sonstige Gewohnheit verließ er sie mit auffallender Hast, fast mit Vernachlässigung der ihm eigenen Galanterie. Wie von unsichtbaren Furien verfolgt, irrte er durch die Straßen der Stadt, ohne auf den Weg zu achten.

Obgleich er über jeden Aberglauben sich erhaben dünkte, so vermochte er doch nicht, sich eines geheimen Schauers zu erwehren, wenn er an die stattgefundene Erscheinung an der Kirchhofsmauer dachte.

Deutlich glaubte er die Gestalt und das ihm nur zu gut bekannte Gesicht seines früheren, von ihm im Duell getödteten Freundes Falkenhain erkannt zu haben. Es waren die bleichen, schmerzlich vorwurfsvollen Züge, welche er seit jenem Tage nicht vergessen konnte, die ihm mitten in seinen wilden Zerstreuungen erschienen und bei Tag und Nacht ihm vorschwebten.

Vergebens suchte er seine Furcht fortzuspotten, indem er den seltsamen Vorfall mit einer bloßen Sinnestäuschung, mit einem Blendwerk seiner betrogenen Augen zu erklären suchte. Aber der Eindruck war zu mächtig, zu bestimmt und klar, um ihn fortleugnen zu können.

Trotz seines Unglaubens gab es in dem Leben Wildenhahn's solche Augenblicke, wo er das Walten höherer Mächte, wenn auch mit Widerwillen, anerkennen mußte. Aber sein trotziger Geist empörte sich immer wieder gegen diese vermeintliche Schwäche.

Stärker als je drängte sich ihm heut diese Gedankenrichtung auf, gegen die er mit der ganzen Energie seines ehernen Characters ankämpfte. Um den finsteren Träumen seiner Phantasie, den Mahnungen seines erwachten Gewissens zu entgehen, suchte er die alte Gesellschaft im Klub auf, die er seit seiner Verlobung mit Martha aus mehrfachen Gründen nicht mehr gesehen hatte.

Die früheren Freunde und Genossen seines wilden Lebens begrüßten ihn verwundert, als er unerwartet in ihrem Kreise erschien.

„Rara avis, ein seltener Vogel!“ rief Graf Siegen, der gebildete Adjutant. „Gewiß will Wildenhahn von seinen Freunden und dem Junggesellenleben Abschied nehmen. Das feierliche Ereigniß muß mit dem Opfer einer Champagnerbowle begangen werden.“

„Ich bin stets dabei, wo es zu trinken giebt,“ bemerkte der Rittmeister. „Wir haben uns lange nicht gesehen, alter Junge! Das ist schön, daß Du auch einmal an uns gedacht hast.“

„In der That,“ versetzte der Oberst, ich hatte mir schon längst vorgenommen, in den Klub zu kommen.“

„Das ist brav und hoffentlich wird Dir der Welden'sche Thee nicht den Geschmack an unserm Gebräu verdorben haben. Denkst Du noch an die tolle Nacht, wo wir Dein Avancement feierten? Damals habe ich freilich nicht geglaubt, daß auch Du abfallen und in den heiligen Ehestand treten würdest.“

„Et tu, mi fili! Auch Du mein Sohn,“ parodirte der Adjutant. „Mars in den Fesseln der Venus. Es lebe die holde Braut, unsere zukünftige Frau Oberst!“

„Sie lebe hoch!“ rief der ausgelassene Chor und leerte die vollen Gläser mit lustigem Anklingen.

Auch der Oberst trank, um zu vergessen; in heftigen Zügen stürzte er Glas auf Glas hinunter und war oder schien vielmehr unter den Ausgelassenen der Ausgelassenste. Er suchte sich zu betäuben, aber mitten in der lustigen Gesellschaft überfiel ihn immer wieder das düstere Gespenst der Melancholie.

Unwillkürlich erinnerte er sich der alten Zeiten, wo er auf derselben Stelle mit dem todten Falkenhain, der von seiner Hand gefallen war, an demselben Tisch gesessen. Lebhafter als je stand das Bild des Verstorbenen vor seinen Augen; Alles mahnte ihn daran, die ganze Umgebung, die Gesichter der alten Freunde, ihre Reden, ihre Scherze, selbst ihr toller Uebermuth.

Es litt ihn nicht länger in ihrer Gesellschaft, und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, stürzte er hinaus in die dunkle Nacht.

Alles war still, nur seine eigenen klirrenden Schritte hallten auf dem Pflaster gespenstisch wieder. Es war ihm, als schritte ein Geist neben ihm ungesehen. Der starke Wein und die scharfe Nachtluft steigerten nur noch seine Aufregung und erhitzten seine Phantasie bis zum Wahnwitz.

Aber noch einmal erhob sich sein alter Titanentrotz gegen die Mahnungen seines Gewissens, kämpfte er gegen die Regungen seines Herzens. Er lachte über seine seltsame Furcht laut auf, aber sein eigenes Gelächter erschreckte ihn in der stillen Nacht. In dieser Stimmung, welche zwischen wilder Ausgelassenheit und düsterer Verzweiflung wechselte, gelangte er auf seiner einsamen Wanderung vor das Haus des ihm bekannten Predigers, der noch immer bei seinem Sohne wachte.

„Hollah! Der Pfaffe hat noch Licht. Er soll mir sagen, ob die Todten auferstehen.“

In einem ihm selbst unerklärlichen Anfall der tollsten Laune klopfte der Oberst an der verschlossenen Thür, bis dieselbe sich öffnete. Der Pastor, in dem Glauben, daß ein Kranker oder Sterbender seinen Zuspruch fordere, war herbeigeeilt, um nachzusehen.

„Wer ist da?“ fragte er den Eintritt Begehrenden.

„Oberst Wildenhahn!“

„Oberst Wildenhahn!?“ rief er erstaunt über den seltsam nächtigen Besuch. „Was wünschen Sie von mir zu so später Stunde?“

„Ich will Sie nur fragen,“ versetzte er halb in höhnendem Spott, halb in fürchterlichem Ernst, „ob es einen Gott giebt?“

„Es giebt einen Gott!“ erwiderte der Pastor mit feierlicher Stimme. „Er selbst hat Ihre Schritte zu mir gelenkt. Die Wege des Himmels sind unergründlich, unerforschlich. Treten Sie ein. Im Namen des Herrn heiße ich Sie bei mir willkommen.“

„Sie erlassen mir wohl," sagte der Pastor, nachdem er sich von seinem Erstaunen über die plötzliche Erscheinung Wildenhahn's gesammelt hatte, „Sie erlassen mir, Herr Oberst, den theologischen Beweis für das Dasein Gottes zu führen, da ich mir weder die nöthige Kraft, noch das geforderte Wissen zutraue. Ihre bloße Gegenwart zeugt mehr als Alles für sein mächtiges Walten."

„Der Zufall, eine bloße Laune hat mich hergeführt," versetzte der plötzlich nüchtern gewordene Wildenhahn.

„Es giebt keinen Zufall. Was die Menschen in Verblendung so nennen, ist nur das verhüllte Angesicht der göttlichen Vorsehung, welche ihre eigenen, wunderbaren Wege wandelt. Ich sehe auch hier die geheimnißvolle Hand des Ewigen, die das warnende „Mene Tekel" Ihnen in der elften Stunde zeigt."

„Verschonen Sie mich mit Ihren mystischen Bildern. Ich bin ein Mann, der Wahrheit fordert und sich nicht von Ammenmärchen in den Schlaf wiegen läßt."

„Die Wahrheit soll Ihnen zu Theil werden, nur gestatten Sie mir, daß ich mich zuvor sammle, da Sie mich zwingen, manche für Sie nicht minder wie für mich traurige Erinnerung aus meinem eigenen Leben heraufzubeschwören."

„O! diese Erinnerungen, diese ewigen Erinnerungen," murmelte der Oberst, „sie werden mich noch wahnsinnig machen."

Zugleich sprang er von dem ihm angebotenen Stuhle auf und durchmaß mit stürmischen Schritten das Zimmer, während der Pastor nicht minder schmerzlich bewegt schien, obgleich er äußerlich seine Ruhe besser zu bewahren wußte.

„Verzeihen Sie," sagte er nach einer kurzen Pause, „wenn ich Ihnen unbewußt weh thun sollte, aber die Wahrheit ist ein loderndes Feuer, sie schmerzt, indem sie erleuchtet. Der Arzt, der den Kranken heilen will, muß die Wunden aufsuchen und nach dem Quell des Uebels forschen. Sie leiden, leiden an Ihrer Vergangenheit."

„Was kennen Sie davon?“ fragte Wildenhahn stolz.

„Mehr als Sie vielleicht ahnen, Herr Oberst! Eine wunderbare Fügung des Himmels hat mir ohne Ihr Zuthun manchen Blick in Ihr Herz eröffnet, mich, ohne daß Sie bis jetzt darum das Geringste wußten, auf geheimnißvolle Weise so eng mit Ihnen verbunden, daß die Linien unseres Lebenslaufes sich vielfach verschlangen und mit einander kreuzten, daß wir manche Strecke unseres Pilgerpfades zusammenwanderten, so verschieden auch unsere Ziele liegen mochten.“

„Ich bin in der That neugierig, diese Berührungspunkte kennen zu lernen,“ entgegnete der Oberst mit leiser Ironie, „welche zwischen einem Manne von meiner Denkungsart und —“

„Einem bornirten Pietisten bestehen können,“ ergänzte der Pastor ohne Empfindlichkeit. „Ich will nicht die verbrauchte Phrase wiederholen, daß die Extreme sich berühren. Auch ich habe, wie Sie, Herr Oberst, einst gezweifelt, gelitten und geirrt, mit dem Dämon in der eigenen Brust gerungen, mit dem Versucher gekämpft —“

„Nur mit dem Unterschiede, daß Sie jetzt zu den Heiligen im Lande zählen, während ich nach wie vor mir selbst treu geblieben bin. Immer besser, ein konsequenter Bock zur Linken, als ein geistig schwaches Schaf zur Rechten des Herrn zu sein.“

„Spotten Sie immerhin! Es sind dies doch nur die letzten Zuckungen des sterbenden Unglaubens.“

„Sie triumphiren zu zeitig, noch bin ich nicht bekehrt, noch erwarte ich wirkliche Beweise für Ihre Behauptungen statt der üblich frommen Phrasen.“

„Die Beweise werden Ihnen nicht fehlen, wenn Sie mich vorher ruhig anhören wollen. Ich muß weit zurückgreifen und mein eigenes Leben berühren, was ich nur ungern thue, um mich Ihnen verständlich zu machen. So schmerzlich mir auch das Geständniß fallen muß, so nehme ich doch keinen Anstand, meine eigenen Verirrungen Ihnen preiszugeben und die Schwäche meines

Herzens zu bekennen. Ja, es gab auch für mich eine Zeit der Heimsuchung, wo ein Weib, ein schönes Weib alle meine Sinne gefangen nahm, daß ich nahe daran war, meinen Erlöser zu vergessen, mein Heil für einen Blick, einen Händedruck hinzugeben. Sie kannten diese Frau."

„Mag sein," versetzte der Oberst. „Ich habe so manche schöne Frau gekannt.

„Sie war die Gattin Ihres Freundes, Mathilde von Falkenhain!"

Bei der Nennung dieses Namens fuhr Wildenhahn auf, als wenn ihn plötzlich ein Schlag getroffen hätte, und starrte mit weit geöffneten, flammenden Augen den Pastor an, der mit gerötheten Wangen und niedergeschlagenen Blicken vor ihm stand.

„Nein, nein! Es ist nicht möglich," rief er bestürzt, „nicht möglich. Sie wollen sich über mich lustig machen. Hüten Sie sich, mich zu beleidigen!"

„Das sei ferne von mir," erwiderte der Prediger mit schmerzlichem Ernst. „Ich liebte sie, liebte die Frau, das angetraute Weib eines anderen Mannes. Diese Leidenschaft war stärker als ich, stärker als meine Grundsätze, so daß ich darüber meine heiligsten Pflichten, meinen Stand, meinen Glauben, Alles, Alles vergaß!"

„Und wußte Frau von Falkenhain um Ihre Liebe?" fragte der Oberst in höchster Spannung.

„Nein! Ich bewahrte das Geheimniß tief in meiner Brust verschlossen, obgleich es Augenblicke gab, wo ich der Gewalt der Leidenschaft zu erliegen drohte und mich dem Wahnsinn nahe fühlte. Ich liebte hoffnungslos; beglückt, wenn ich dieselbe Luft mit ihr athmen, in ihrer Nähe leben durfte. Durch meine Stellung verschaffte ich mir Eintritt in ihr Haus, und meine musikalischen Talente boten mir Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Ich begleitete sie auf dem Klavier, wenn sie sang, und las ihr Abends vor, wenn Falkenhain den Klub besuchte. Mein Amt, mein Ruf schützte mich vor jedem Verdacht und vor seiner maßlosen Eifersucht. Das

unbedingte Vertrauen, das er mir bewies, steigerte nur noch die Gefahr, und früher oder später wäre ich der Versuchung unterlegen, wenn nicht Ihre Dazwischenkunft, Herr Oberst, mich gerettet und vor dem Abgrund zu meinen Füßen mich bewahrt hätte."

„Sie waren also mein Nebenbuhler? Das erklärt Ihre Abneigung gegen mich."

„Ja; ich haßte Sie eben so sehr, wie ich Frau von Falkenhain liebte. Ich warnte sie vor Ihnen und Ihren Künsten, aber die Unglückliche hörte nicht auf mich und erlag der Verführung. Sie wissen, welche Folgen jener unglückliche Ballabend hatte."

„Ich weiß es," murmelte der Oberst düster. „Mit meinem Leben wollte ich gern die Vergessenheit erkaufen."

„Ich hatte keine Ahnung von dem stattgefundenen Duell, als ich zu dem sterbenden Falkenhain gerufen wurde, um ihn mit den Tröstungen der Religion in seinen letzten Stunden zu versehen. Bei seinem Anblick fühlte ich meine eigene Schuld, erwachte ich aus dem Taumel des Sündenschlafes, war ich mir meiner eigenen Unwürdigkeit bewußt. Zerknirscht hörte ich die Bekenntnisse des Unglücklichen, betete ich mit ihm um Vergebung unserer beiderseitigen Schuld. Er verzieh seinen Feinden und empfahl mir auf dem Todtenlager das unglückselige Weib, während ich selbst von Schmerz, Scham und Reue vernichtet vor ihm und meinem Gotte stand."

„O! ich kenne diese Qualen, und doch waren Sie nicht sein Mörder, wie ich."

„Meine Schuld war nicht geringer, obgleich der Himmel mich vor solch' blutiger That bewahrt hat. Seit jenem Tage, wo der Tod mir die Binde von den Augen gerissen und ich die Nichtigkeit des Lebens erkannt, wendete sich mein Herz zu Gott allein, bei dem ich Trost und Hülfe fand. Ich demüthigte mich vor dem Herrn und flehte im Staube um seine Gnade. Er hörte mich in meiner tiefsten Noth und richtete mich wieder auf. Ich war ein Anderer geworden, ein neues Licht war in meiner Seele

aufgegangen und erhellte die finstere Nacht der Verzweiflung. Der Glaube tröstete mich für die erstorbene Liebe und wurde meine feste Stütze für das ganze Leben."

„Und Frau von Falkenhain? haben Sie das unglückliche Weib wiedergesehen?" fragte der Oberst zögernd.

„Ich legte mir selbst diese schwere Buße auf; es war der furchtbarste Augenblick meines Lebens, als ich der armen Sünderin die letzten Grüße, die Verzeihung ihres todten Gatten brachte. Mit einem Schrei, den ich nie vergessen werde, stürzte sie zusammen unter der Last ihrer Schuld. Kein menschlicher Mund vermag es auszudrücken, was sie litt und ich mit ihr. Es war zu viel, und sie erlag den Anklagen ihres Gewissens, den Qualen ihrer gepeinigten Seele. Ich allein stand ihr bei in diesen bittern Stunden, und das war die gerechte Strafe meiner eigenen Schuld. Ich sah, wie sie, gemieden und verachtet von aller Welt, die ihr einst zu Füßen lag, allmählich dahinsiechte und verwelkte; wie ihre Schönheit, die mich sonst berauscht, verging gleich einer Blume, die der Sturm geknickt, wie ihre Wangen erblaßten, wie der Glanz ihrer Augen erlosch und die entzückenden Formen verfielen, bis nichts übrig blieb, als eine Hand voll Staub und Asche."

„Auch sie ruht im Grabe und ich habe sie getödtet!"

„Ich war bei ihr in ihrer Todesstunde und empfing ihren letzten Seufzer, ihr Vermächtniß, das mir heilig war. Sie hinterließ ein Kind, einen Sohn, dem sie nach dem Tode ihres Gatten das Leben schenkte."

„Und dieses Kind, von dessen Existenz ich keine Ahnung hatte, lebt es noch? Sagen Sie mir, wo es ist, damit ich an ihm das Verbrechen an seinen Eltern sühnen kann."

„Der Sohn Falkenhain's lebt und ist zum Jüngling herangewachsen."

„O! ich bitte und beschwöre Sie, Herr Pastor, sagen Sie mir, wo er sich aufhält, was aus ihm geworden ist. Ich will

Alles thun, was in meinen Kräften steht, jedes Opfer bringen, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Reden Sie und lassen Sie mich nicht länger in dieser peinlichen Ungewißheit über das Schicksal dieses Kindes!"

„Sie wissen nicht, Herr Oberst, was Sie von mir fordern," versetzte der Geistliche, tief ergriffen, mit bebender Stimme.

„Wie, Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, an der Wahrheit meiner Worte?" fragte Wildenhahn ungeduldig.

„Das sei fern von mir; aber manche gerechte und gewiß verzeihliche Bedenken bestürmen meine Seele in diesem feierlichen Augenblick, wo ich das lang bewahrte Geheimniß meines Lebens Ihnen anvertrauen, Ihnen ein Opfer bringen soll, dessen Größe und Gewicht Sie nicht ahnen können. Eine schwere Verantwortung ruht auf meinen schwachen Schultern und Sie werden es gewiß mir nicht verdenken können, wenn ich eine Bürgschaft für die Zukunft dieses mir anvertrauten Kindes von Ihnen fordere, dessen Wohl und Wehe ich in Ihre Hände lege."

„Mein Ehrenwort wird Ihnen hoffentlich genügen, um alle Ihre Bedenken zu beseitigen. Ich bin fest entschlossen, dem Sohn des armen Falkenhain Alles zu gewähren, was ich vermag. Mein Vermögen, meinen Einfluß, mein Leben selbst, darf er verlangen und ich werde mich nicht weigern."

„Wohlan!" sagte der Pastor nach einigem Nachsinnen. „Ich vertraue Ihnen, da ich weiß, daß Oberst Wildenhahn noch nie sein Wort gebrochen hat. Doch zuvor gestatten Sie mir, über die seltsamen Schicksale dieses jungen Mannes Ihnen eine nothwendige Mittheilung zu machen. Die Sünden der Eltern heißt es in der Schrift, sollen gerächt werden an Kind und Kindeskindern. Der Fluch des Himmels hat auch ihn getroffen, und der herrliche, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Jüngling stand vor wenigen Augenblicken im Begriff, seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen. Doch Gott ließ den furchtbaren Entschluß nicht zur Ausführung kommen, und noch in der

letzten Stunde wurde das Verbrechen durch meine Hand gehindert.“

„Sie setzen meinen Glauben auf eine harte Probe und häufen Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit,“ versetzte der Oberst mit ungläubigem Achselzucken.

„Ich entschuldige Ihre Zweifel, aber glauben Sie mir, Herr Oberst, daß ich nur die reine Wahrheit rede. Die Wirklichkeit ist oft erfinderischer, als die kühnste Phantasie, und macht alle Erdichtung zu Schanden. Erkennen Sie die Hand Gottes in diesen wunderbaren Fügungen, welche sein Dasein besser beweisen, als alle theologischen Schriften vermögen.“

Die siegreiche Gewalt der Wahrheit in den Worten des Predigers, dessen Gestalt zu wachsen schien, während sein ascetisches Gesicht in frommem Eifer glühte, imponirte dem Obersten, wenn auch sein Geist sich gegen die letzten Konsequenzen noch immer sträubte.

„Ich halte Sie allerdings nicht für fähig,“ sagte er gleichsam entschuldigend, „in diesem Augenblick einen frommen Betrug zu Ehren Gottes zu begehen, so seltsam und unglaublich auch Ihre Mittheilungen mir erscheinen müssen. Aber welche Veranlassung konnte den unglücklichen Jüngling, dem Sie selbst das glänzendste Zeugniß geben, zu einem solch' gewaltsamen Schritt treiben?“

„Dieselbe Leidenschaft, die schon so viel Unheil angerichtet, so große Schuld heraufbeschworen hat. Der Sohn Falkenhain's liebt, liebt die Verlobte eines anderen Mannes. Weil sie nie die Seinige werden kann, wollte er sich selbst tödten.“

„Wunderbar, höchst wunderbar!“ murmelte der Oberst und versank in ein schmerzliches Brüten.

„Wo der Geist der Menschen keine Rettung findet, wo unser Herz kleinmüthig verzagt, da thut sich Gottes Weisheit kund, offenbart sich seine Güte. Glauben Sie mir, Herr Oberst, noch ge-

schehen täglich Wunder, nur wir wollen sie nicht sehen und verschließen hartnäckig unsere Augen vor der Wahrheit."

„Ich sehe nur, daß wir Narren des Schicksals sind, das mit uns sein Spiel treibt. Der junge Mann dauert mich, und ich wollte ihm von Herzen gern helfen. Sagen Sie mir, was kann ich für ihn thun?"

„Mehr vielleicht, als Sie ahnen. Sie allein sind im Stande, den Unglücklichen vor der Verzweiflung zu bewahren, das Glück seines Lebens zu begründen."

„Sie sprechen in Räthseln. Kann ich ihm die verlorene Geliebte wieder geben, soll ich etwa das Mädchen für ihn entführen? Wenn ich an der Stelle des jungen Mannes wäre, so würde ich meinen Nebenbuhler fordern, ihn zwingen, ihr zu entsagen."

„Sie vergessen, daß der Sohn Falkenhain's ein Christ ist, erfüllt von den heiligen Lehren der Religion, die den Mord verabscheut und vor dem vergossenen Blute schaudert."

„Aber das Mädchen? Ein Weib, das wirklich liebt, frägt nicht nach Hölle und Teufel, das weiß ich am Besten aus eigener Erfahrung."

„Sie liebt ihn, aber sie will ihr gegebenes Wort nicht brechen, nicht ihre arme, schwer kranke Mutter betrüben. In treuer Pflichterfüllung, aus Dankbarkeit für den Wohlthäter ihrer Familie will sie sich selbst ihm zum Opfer bringen, wenn auch ihr Herz darüber bricht."

„Nein!" rief der Oberst, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt. „Das darf, das soll nicht geschehen, wenn ich es hindern kann, und ich kann es hindern, wenn ich Sie richtig verstanden habe."

„Was wollen Sie thun?" fragte der Geistliche gespannt.

„Was mir die Ehre und mein Gewissen vorschreibt. Ich will meine Schuld an den Sohn des armen Falkenhain zahlen, so schwer es mir auch fallen mag, auf das Glück meines Lebens zu verzichten. Vielleicht vergiebt er mir, was ich an seinen

Eltern gesündigt habe. Doch zuvor muß ich ihn sehen; führen Sie mich zu ihm, Herr Pastor!“

„Nicht in diesem Augenblick, Herr Oberst, wo sein Herz noch zu erschüttert ist, um die volle Wahrheit zu erfahren. Gestatten Sie, daß ich ihn vorbereite. Ich selbst bedarf der Fassung, da ich kaum weiß, wie ich die Trennung von meinem Sohn ertragen werde.“

„Von Ihrem Sohn?“ fragte Wildenhahn verwundert.

„Als solcher hat er bis jetzt in meinem Hause gelebt und in den Augen der Welt gegolten. Ich war sein Vater bis zu dieser Stunde, und Sie werden es begreifen, wenn ich noch Bedenken trage, ihm das treu bewahrte Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen.“

„Verzeihen Sie mir den neuen Schmerz, den ich Ihnen bereitet habe.“

„Ich verzeihe Ihnen, wie Gott Ihnen einst vergeben mag.“

Versöhnt reichten sich die früheren Gegner zum Abschied die Hand, und tief erschüttert verließ Wildenhahn den würdigen Geistlichen, ganz erfüllt von dem festen Entschluß, seine Schuld zu sühnen und selbst mit dem größten Opfer, mit der Aufgebung seiner Liebe, seines Glücks, den verlorenen Frieden seiner Seele zu erkaufen.

Es war ein harter Kampf, den der verwöhnte Mann mit seinem widerspenstigen Herzen, mit dem trotzigen Geiste gegen seine wilden Leidenschaften, seine eingewurzelten Lebensanschauungen, gegen all' die Traditionen seiner stürmischen Vergangenheit im Verborgenen kämpfte.

Die Morgensonne fand ihn noch schlaflos, bleich und erschöpft, aber ruhig und gefaßt, mit sich selbst und seinen Erinnerungen in Frieden.

Unterdeß hatte auch der Pastor mit dem Kandidaten gesprochen und so vorsichtig und schonend als möglich ihm die volle Wahrheit enthüllt. Beide hielten sich in tiefem, namenlosen

Schmerz umschlungen, aber ihre Liebe schien nach der stattgefundenen Erklärung eher gewonnen als verloren zu haben.

„Wie kann ich Dir Alles vergelten, was Du an mir gethan?“ fragte der verlorene und wiedergefundene Sohn.

„Dadurch, daß Du dem Oberst verzeihst.“

„Dem Mörder meiner Eltern — nimmermehr!“

„Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern,“ betete der Pastor mit gefalteten Händen.

Einige Tage später erschien der Oberst in Begleitung seiner früheren Verlobten in der Wohnung des Geistlichen und feierte die Versöhnung mit dem Sohne des unglücklichen Falkenhain, indem er die Hände der Liebenden vereinigte.

„Verlangen Sie noch,“ fragte der würdige Geistliche im darauffolgenden ernsten Zwiegespräch, „den Beweis für das Dasein Gottes?“

Der „tolle Wildenhahn“ antwortete nicht, aber sein ferneres Leben zeigte hinlänglich, daß diese Stunde nicht spurlos an ihm vorübergegangen und sein Titanenstolz gebrochen war.

Felix Freyhoff's Buchdruckerei in Schwedt.

Goldschmidt's Coursbuch.

Je mehr sich das Eisenbahnnetz durch die Eröffnung neuer Bahnlinien verzweigt und je häufiger die einzelnen Bahndirectionen die Fahrpläne ihrer Linien ändern, um so mehr ist ein klares leicht übersichtliches Coursbuch ein nothwendiges Hilfs- und Nachschlagebuch nicht nur für den Reisenden, sondern auch für jedes Bureau, für jeden mit Auswärtigen correspondirenden und verkehrenden Geschäftsmann geworden. In jedem größeren Comtoir sollte aber auch stets das neueste Coursbuch zur Hand sein, denn die Erfahrung zeigt, daß keine Art von Sparsamkeit übler angebracht ist, als die Benutzung eines älteren Coursbuches. Die Berichtigung einer einzigen durch neuere Bestimmungen falsch gewordenen Angabe eines älteren Coursbuches wiegt häufig die geringen Ausgaben für das neuere auf.

Kein anderes Coursbuch aber dürfte sich so sehr für den Gebrauch eignen, als Goldschmidt's Coursbuch, das, im siebenten Jahrgange bereits erscheinend, allgemein als das beste und übersichtlichste anerkannt worden ist.

Das nach officiellen, directen Quellen bearbeitete Coursbuch erscheint in neuer Auflage, so oft die Veränderungen der Fahrpläne es bedingen. Den bisher gemachten Erfahrungen gemäß erscheint es im Laufe jedes Jahres in acht verschiedenen Nummern und zwar jedesmal in zwei Ausgaben.

Ausgabe A. enthält 14 Routenkarten und 1 Uebersichtskarte. Preis 20 Sgr.
In dieser Ausgabe ist jeder Hauptroute eine Routenkarte nach großem Maßstabe beigeheftet, auf welcher man die Bahnstrecken von Station zu Station verfolgen kann. Diese Ausgabe erfreut sich besonderer Beliebtheit.

Ausgabe B. enthält eine Karte von Mittel-Europa. Preis 15 Sgr. — Der Text ist genau derselbe wie in der anderen Ausgabe.

Die unterzeichnete Expedition nimmt Abonnements auf die im Laufe eines Jahres erscheinenden Nummern von **Goldschmidt's Coursbuch** direct entgegen, und sendet die Nummern sofort nach ihrer Herausgabe den Abonnenten franko zu.

Das Coursbuch ist auch in allen größeren Buchhandlungen vorräthig.

Die Expedition von Goldschmidt's Coursbuch.

Berlin W., Königgrätzerstraße 20.